7/1987 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Halb Sofia schwebt

Zum Wochenende auf den Witoscha

Chronik einer Schmetterlingswiese

Geschichten um Berlins Bersarinplatz

Bitte recht freundlich..!

Robbenstudien in der Antarktis

Natur und Umwelt
DDR-Biologen auf Expedition am Südpolarmeer
Seite 4

Nachrichtenmagazin
Seiten 8 u. 18

Bersarin in Berlin
Vom General, der dem runderneuerten Bersarin-Platz seinen Namen gab Seite 10

Sport
„Klassisch" und im „Freistil" durch die Skispur
Seite 20

Transsib
Die bequeme Entdeckung Sibiriens Seite 24

Astronomie
Der Planet des Todes
Seite 26

Szenen aus der Geschichte Berlins
Mit doppeltem Boden
Seite 28

Musik
Capella Savaria: Ungarische Musikanten im Berliner Schauspielhaus Seite 30

Historisches
Käthe Kollwitz und die Sowjetunion Seite 32

Erzählung
Manuel Cofiño: „Das Mädchen vom Fluß" Seite 34

Humor Seite 36

Rätsel Seite 38

Kinderserie
„Der Zauberer Hottab"
Seite 40

Bildkommentar
Das Bauernsterben in der BRD hat Konjunktur
Seite 42

Leserforum Seite 44

Bildende Kunst
Nikolai Kassatkin Seite 46

Produktivkraft Wissenschaft
Gespräch mit Professor Boris Paton Seite 48

Tourismus
Lift-Sprünge aufs Witoscha-Gebirge bei Sofia
Seite 52

Titelfoto:
See-Elefant und Antarktische Bärenrobbe, aufgenommen von M. Kaiser und Dr. H.-U. Peter

Redaktionsschluß für dieses Heft:

23. 3. 1987

Wünsche an der Weltzeituhr

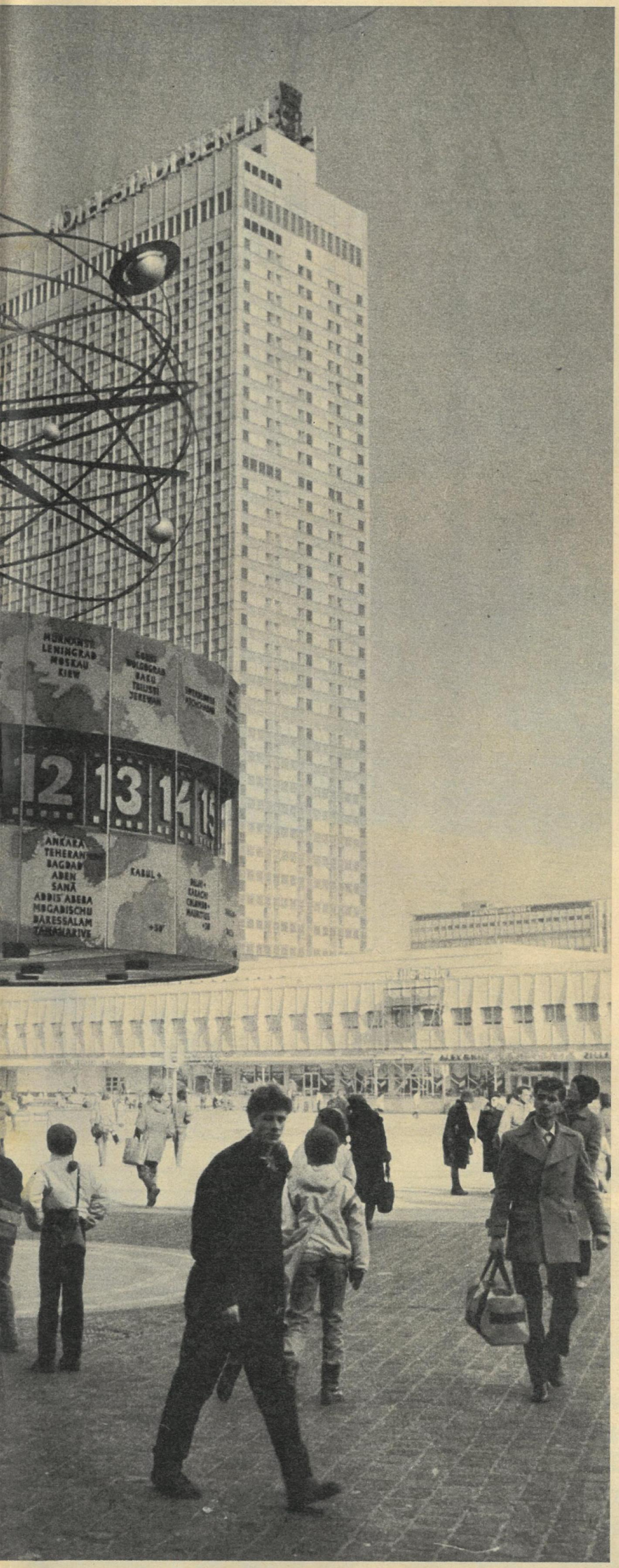
Christopher Njovu, Republik Sambia

Ajax Delgado, Republik Nikaragua

Päk Sok, Koreanische Demokratische Volksrepublik

Hans-Georg Eberhard, Bundesrepublik Deutschland

Jozef Dúrica, Tschechoslowakische Sozialistische Republik



FREIE WELT hat mit fünf Abgesandten der Jugend der Welt von vier Kontinenten gesprochen, die sich in diesen Tagen in Berlin trafen. Die Redaktion fragte sie nach ihren Wünschen für das Heute und Morgen. Und so unterschiedlich und persönlich sie auch sind, ein Gedanke schwingt in allen mit: Wir Jungen müssen und wollen die Welt von heute mitgestalten, denn sie wird einmal uns gehören...

Vertreter von nationalen und regionalen Verbänden aus über 100 Ländern, Repräsentanten unterschiedlicher weltanschaulicher Richtungen beraten in unserer Hauptstadt, wie junge Menschen, gleich auf welchen Längen- oder Breitengraden sie leben, ein atomares Inferno verhindern können. Ein Gedankenaustausch, der neue Möglichkeiten gemeinsamer Aktionen für den Frieden erschließen soll.

Der sozialistische Jugendverband der DDR hat die junge Generation zu einem internationalen Friedensseminar eingeladen, zu einer freimütigen Aussprache über alle wichtigen Fragen der Zeit – nationale Unabhängigkeit, antiimperialistische Solidarität, sozialer Fortschritt, Demokratie...

Der führende Repräsentant der DDR, Erich Honecker, der von früher Jugend an gegen Faschismus und Krieg kämpft, wandte sich an die Vertreter der fortschrittlichen Weltjugendbewegung:

Wir, die heute Lebenden, ob jung oder alt, auf welchem Kontinent oder in welchem Land auch immer zu Hause, wir alle tragen die Verantwortung dafür, daß auch nach uns Generationen leben, lieben und für das Glück ihrer Kinder sorgen können. – Das Friedensprogramm des Sozialismus trägt dieser großen historischen Verantwortung Rechnung.

Christopher Njovu, Sekretär der Jugendliga Sambias:

Das Apartheidsystem im Süden Afrikas muß verschwinden, denn es ist ein fortdauernder krimineller Akt gegenüber Menschen dunkler Hautfarbe. Die sozialistischen Länder, viele Menschen in aller Welt, stehen bereits an der Seite des ANC und der SWAPO. Aber wir denken, daß dieser Kampf alle angeht, und hoffen, daß dieses Friedensseminar die Kräfte der Weltjugend weiter vereinen wird gegen die Rassendiskriminierung. Hier an der Weltzeituhr habe ich noch einen ganz privaten Wunsch. Ich möchte gern meine ehemaligen Lehrer von der Pionierleiterschule „Fritz Heckert“ in Hartenstein wiedersehen, ich habe ihnen zu danken.

Ajax Delgado, Sandinistische Jugend des 19. Juli, Nikaragua:

Ich habe zwei kleine Kinder, freue mich an ihrer Zärtlichkeit, ihrer Unbeholfenheit. Sie, alle Kinder in meiner Heimat, sollen ohne Angst vor der nächsten Stunde, der kommenden Nacht aufwachsen. Die Revolution hat uns erstmals in der Geschichte eine Zukunft gegeben. Wir wollen sie festhalten, und deshalb kämpfen wir um unsere Unabhängigkeit. Frieden in meinem Land, das ist auch ein Stückchen Weltfrieden. Das ist für uns ungestörte Arbeit, Zeit für das Glück, für die Liebe.

Päk Sok, Sektorenleiter der Sozialistischen Arbeiterjugend, KDVR:

Wir haben die Jugend der Welt 1989 zu uns nach Phjòngjang eingeladen, und jeder wird dann spüren, daß wir gute Gastgeber sind. Durch diese Festspiele, das wünschen wir uns alle, wollen wir Koreaner neue Freunde gewinnen. Es soll ein Fest der Freundschaft und des Friedens werden. Gegenwärtig errichten wir neue Bauten, einen zweiten Pionierpalast, einen weiteren großen Sportkomplex. Ich hoffe, daß alles schön sein wird. Die einzigen Könige sind die Kinder, sagt man bei uns. Ich habe eine kleine Königin zu Hause, gerade ein Jahr alt. Ihr Leben will behütet sein.

Hans-Georg Eberhard, Stellvertretender Bundesvorsitzender der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend, BRD:

Den Frieden sichern heißt, weitere gemeinsame Schritte zur Beseitigung der Massenvernichtungsmittel tun. Ich wünsche, daß unser Bundeskanzler genügend Vernunft aufbringt, um die Chance zu erkennen, die durch den sowjetischen Friedensvorschlag entstanden ist – die Chance, Pershing und Cruse Missiles verschrotten zu können. Die großen Errungenschaften menschlichen Geistes sollen genutzt werden, um das Leben zu verbessern, den Hunger in der Welt zu stillen, die Umwelt zu schützen und die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Ich wünsche mir, daß die Silvesterfete am 31. Dezember 1999 ausklingt mit der Gewißheit – „Die Welt – atomwaffenfrei!“

Jozef Dŭrica, Stellvertretender Vorsitzender des ZK des Sozialistischen Jugendverbandes der ČSSR, Vorsitzender des Slowakischen ZK des Sozialistischen Jugendverbandes

Mein größter Wunsch, der mich jeden Tag begleitet – unter einem friedlichen, ruhigen Himmel zu arbeiten und zu leben. Der Blick auf die Berliner Weltzeituhr bringt mich zu der Überlegung, wie klein unsere Erde eigentlich ist. Und doch so voller Spannungen. Ich möchte, daß wir sie trotz unterschiedlicher Ideologien friedlich lösen. Dazu tragen auch die Begegnungen mit jungen Leuten aus aller Welt bei. Für mich ist die Friedensinitiative der Sowjetunion ein guter Ausgangspunkt für Gespräche. Ich unterstütze sie aus vollem Herzen. Mich beeindruckt vor allem die Standhaftigkeit, immer wieder nach neuen Wegen für die Sicherung des Friedens zu suchen. Eine solche Standhaftigkeit wünsche ich uns allen.

Redaktion: Ina Stritzke; Fotos: Volker Hohlfeld (3), Detlev Steinberg (2), Alfred Paszkowiak

Es war ein „Halbstarker", der sich unmittelbar bei den Wohnhütten in unserem Schlauchboot niederließ, den Bootswagen unter seinem Gewicht lädierte und obendrein ein wenig feines, übel duftendes Siegel zum Andenken hinterlegte ... Erlebnis in der Antarktis – dokumentiert von Martin Kaiser (Bild und Text), Mitglied einer Gruppe DDR-Biologen, als Überwinterer auf der sowjetischen Forschungsstation Bellingshausen/Südshetlande.

VIER TONNEN

See-Elefant

Vier Tonnen See-Elefant

Vor der Küste, in der kilometerbreiten Brandungszone, brechen sich die Wogen an zahlreichen Klippen und Untiefen. Weit draußen prallen die kalten Wasser des Südantillenmeeres mit solcher Wucht gegen Felsblöcke, daß Gischtfontänen hoch in die Luft geschleudert werden. Ein anhaltendes Dröhnen liegt über dem gewaltigen Hexenkessel. Die weit ausladende Bucht grenzt an den mächtigen Gletscher, der mit einer über hundert Meter starken Eisschicht den größten Teil der Insel wie ein Schild bedeckt. Nur kleine Halbinseln, einige Kuppen und Küstenabschnitte sind im Sommer eisfrei. Auf dem Dauerfrostboden gedeihen nur Flechten, Moose und Algen. Das Tierleben beschränkt sich fast ausschließlich auf Formen, die im Meer zu Hause sind. Scharen von Seevögeln, vor allem Pinguine, kommen zum Brüten auf die Insel. Robben verschiedener Arten finden sich zum Fellwechsel ein.

Für den Biologen eine hervorragende Gelegenheit, in fast unberührter Natur antarktisches Tierleben in seinen Zusammenhängen zu studieren. Eine unserer Hauptaufgaben besteht in der quantitativen Erfassung von Vogel- und Robbenbeständen. Regelmäßig zweimal im Monat sind wir mit dem Zählbuch unterwegs. An der rauhen Nordwestküste ist der Weg durch den stockwerksartigen Aufbau des Geländes besonders mühsam. Hohe, schroffe Felswände reichen bis in die Brandungszone hinaus, bilden gischtumspülte, unterhöhlte Steilküsten, die uns oft genug den Weg versperren.

Am wolkenverhangenen Himmel gleitet im scharfen, kalten Wind ein Riesensturmvogel vorüber. Sonst scheint die Landschaft wie ausgestorben. Doch was dort unten zu unseren Füßen aussieht wie braune Felsbrocken, das ist eine Gruppe See-Elefanten. Mehr rutschend als laufend gelangen wir über den steinigen Hang zu ihnen hinab…

Dann liegen sie vor uns – die dampfenden Leiber der größten lebenden Robbenart. Es sind Bullen, die sich an Land zum Haarwechsel eingefunden haben. So dicht liegen die riesigen Robben nebeneinander, daß oft die Hinterflosse des einen Tieres dem nächsten als Ruhekissen dient. Die See-Elefanten nehmen kaum Notiz von unserer Anwesenheit. Ab und zu kratzen sich die Tiere träge, blinzeln und prusten geräuschvoll Luft durch die Nase, die zu einem rüsselartigen Sack erweitert ist. Die dicke Speckschicht der Leiber wackelt wie ein Riesenpudding. Kaum zu glauben, daß es Menschen gab, die diese gemütlichen Riesen brutal erschlugen. Auf den Südshetlands waren die See-Elefanten bereits 1873 verschwunden!

Doch ihr Bestand hat dank internationaler Konvention in den vergangenen Jahrzehnten wieder erfreulich zugenommen. In den Sommermonaten konnten wir an den Stränden von King George Island Tausende dieser Robben zählen. Vorwiegend Weibchen finden sich in großen Liegegruppen ein. Sie sind mit knapp 3 m Länge und „nur“ 400 kg Körpermasse geradezu zierlich gegenüber den Haremsbullen, die sechs Meter lang und bis zu vier Tonnen schwer werden.

Nach erfolgtem Fellwechsel verlassen die Weibchen das Eiland recht schnell. So versuchen wir, möglichst viele Daten zu sammeln. Die Zusammensetzung der Liegegruppen, ihr Verhalten und die Tagesaktivität, die Dauer des Aufenthaltes, Wanderungsrichtung und -geschwindigkeit und vieles mehr interessieren uns. Die Robben wurden deswegen in den Tagen zuvor mit Farbe auf dem Fell gekennzeichnet. Wir gehen nun ganz nahe an die Bullengruppe heran, um nach markierten Tieren Ausschau zu halten. Da ist es mit der Ruhe der behäbig schnaufenden Riesen vorbei. Ängstlich heben sie die Köpfe, drohen mit weit geöffnetem Maul. Unruhe entsteht, Bewegung kommt in die gewaltigen Leiber. In der Enge bedrängen sich die Tiere gegenseitig, brüllen aus vollem Halse. Einem wird der Tumult zuviel, überraschend schnell bewegt sich der tonnenschwere Fettberg robbend zum Wasser, taucht in die kühlen Fluten. Gerade können wir noch die weiße Farbmarkierung erkennen…

Vorsicht vor Cholerikern!

Mit wohlverpackten Notizbüchern treten wir den Rückweg zur Station Bellingshausen an, die für mehr als ein Jahr unsere Heimat in antarktischer Einöde ist. Nach den Anstrengungen des Tages hat unsere Aufmerksamkeit nachgelassen. Mit schweren Schritten stapfen wir den sandigen Küstenstreifen entlang. Plötzlich fährt etwas Silbergraues blitzartig hinter einem Felsbrocken hervor. Erschrocken weichen wir zurück, sehen uns einem aufgebrachten Seebären gegenüber. Dem kapitalen Burschen zittern vor Wut die langen, prächtigen Barthaare, scharfer Raubtiergeruch dringt in unsere Nasen. Abstand ist geboten.

Mit ihren langen, kräftigen Vorderflossen und den beweglichen Hinterflossen sind diese Ohrenrobben an Land „gut zu Fuß“ und äußerst aggressiv, wenn es um ihre Familie geht. Das war uns nichts Neues, seit wir – zu unserer Überraschung – auf der Insel einen großen, gut geschützten Wurfplatz dieser Robben entdeckt hatten. Hinter jedem Stein lagen giftig knurrende Seebären. Selbst die Jungtiere, kleine schwarze Teufelchen mit Kulleraugen, eiferten den Alten in der Angriffslust nach. So kamen wir bei der Zählarbeit ganz schön ins Schwitzen. Doch das Ergebnis war beachtlich. Über 300 dieser kostbaren Pelzrobben, davon mehr als 100 Junge, konnten registriert werden. Dabei hatte der Antarktische Seebär noch stärker als der See-Elefant unter Verfolgung gelitten. 1930 gab es nur noch einen kleinen Restbestand auf Südgeorgien.

Inzwischen hat der Bulle, den wir bei seiner Siesta störten, sich unter mißmutigen Lauten ins Wasser getrollt. Wir können den Heimweg fortsetzen. In der Station lenken wir unsere Schritte sogleich in die „Kajut Kompanja“, den Gemeinschaftsraum, denn es ist spät geworden, und unsere Mägen knurren. Längst haben wir uns daran gewöhnt, in diesem Kreis auch abends eine warme Mahlzeit einzunehmen. So lassen wir uns den frisch geangelten Polarfisch schmecken. Einige der sowjetischen Kollegen waren mit dem Boot unterwegs, um für diese Abwechslung im Speiseplan zu sorgen. Sonst muß Wanja, unser Koch, auf Konserven und die eingefrorenen Fleisch- und Fischvorräte zurückgreifen. Vor Wanjas Arbeit ziehen alle den Hut. Allein bereitet er täglich die Mahlzeiten, angefangen vom „Kascha“ (Brei) zum Frühstück über Vorsuppe und Hauptgericht für Mittag- und Abendessen bis hin zum Kompott aus getrockneten Früchten. Und ganz nebenbei bäckt er auch noch ein ausgezeichnetes Brot.

Mit ihren Nebenräumen ist die „Kajut“ nach den Mahlzeiten beliebter Treffpunkt der Stationsbewohner für Gespräche bei Billard, Schach, Tischtennis und anderen Spielen. Oft kommen wir aber nicht dazu, unsere Fertigkeiten in einem der Spiele zu vervollkommnen. Da tritt Wolodja, Mechaniker in der Dieselelektrostation, an uns heran und möchte wissen, wo denn die Pinguine im Winter bleiben. Zugleich fragt Sergej, einer der Funker, was Robben eigentlich fressen. Viele der sowjetischen Polarniki, die als Meteorologen, Aerologen, Elektroniker, Geophysiker, Synoptiker oder Mediziner hier beschäftigt sind, teilen uns oft interessante Beobachtungen mit.

Die beste Zeit für einen ausführlichen Vortrag bietet der antarktische Winter. Bei anhaltenden Schneestürmen und etwa vier Stunden Helligkeit täglich sind Ausflüge ins Gelände nur selten möglich. So können wir uns gründlich vorbereiten. Unsere gesammelten Materialien, präparierte Vögel, Vogelringe, Robbenmarken und viele Fotos, dienen als Anschauungsobjekte. Wir zeigen in Grafiken sogar schon einige Ergebnisse der regelmäßigen Kopfzählungen. Durch unsere Beobachtungen erfassen wir recht genau die Bestände der Seevögel und Robben, Schlüsselorganismen des antarktischen Ökosystems.

Diese Tiere, so berichten wir unseren Freunden, finden ihre Nahrung ausschließlich im Meer. Aufgabe der Biologen ist es, durch allseitige, umfassende Untersuchung des empfindlichen Ökosystems Rückschlüsse auf eine vertretbare Nutzung der Ressourcen der Antarktis zu gewinnen. Das Leben auf und um den kalten Kontinent soll nicht rücksichtslos ausgebeutet, sondern erhalten werden. Ein wirksamer Schutz indessen ist nur möglich, wenn Biologie und Lebensweise der Arten so genau wie möglich bekannt sind. Deshalb beringten wir mehr als 200 Vögel, markierten Hunderte Robben und bemühten uns, Details aus dem Leben ausgewählter Tierformen zu ermitteln.

Karikiert in der Kajut

Höhepunkt im winterlichen Leben der Station ist das Mittwinterfest am 21. Juni. Telegramme aus der Heimat und von allen anderen Antarktisstationen treffen in Hülle und Fülle ein und werden vom Stationsleiter an der abendlichen Festtafel verlesen. Ein lange vorbereitetes Kulturprogramm sorgt für Stimmung. Den größten Erfolg jedoch hat eine von André gefertigte Wandzeitung – mit exquisit gezeichneten Karikaturen über die Station und ihre Bewohner. Wir finden uns gleich mehrfach darauf wieder, unter anderem bei der Farbmarkierung von Vögeln, die in langer Reihe anstehen, um von uns in Tonnen mit unterschiedlicher Farbe getunkt zu werden, und dann stolz in ihrem neuen Kleid davonmarschieren… Da lacht die ganze Besatzung des Quartiers auf unsere Kosten!

Zwei Monate danach kündigt sich die nächste arbeitsreiche Saison für uns an. Auf dem Eis einer nahe gelegenen Bucht werden die ersten Weddellrobben geboren. Ein dichtes Fell schützt sie vor Auskühlung in Eis und Schnee, die fettreiche Milch ihrer Mütter sorgt dafür, daß sie sich bald eine isolierende Speckschicht wie die Erwachsenen zulegen. Bei gutem Wetter kennzeichnen wir viele der Jungrobben mit Metallmarken an der Schwanzflosse. Bis weit in den Sommer hinein können wir „unsere“ Robbenkinder noch beobachten. Dabei ergibt sich der Nachweis, daß einige verwaiste Jungtiere von fremden Weibchen adoptiert wurden.

Nach fünfzehnmonatigem Aufenthalt auf der Insel King George besteigen wir das Schiff zur Heimkehr. Und nochmals lassen die See-Elefanten grüßen… Beim Landgang auf der antarktischen „Randinsel“ Südgeorgien erblicken wir eine Gruppe der Riesenrobben, die es sich ganz unpolarmäßig im grünen Tussockgras wohl sein läßt und sichtlich die Wärme des Sonnenbades genießt. Bestätigung der Ansicht von Zoologen, daß Tiere der kalten Zonen durchaus nicht auf Frostgrade versessen sind; sie haben sich ihnen nur angepaßt.

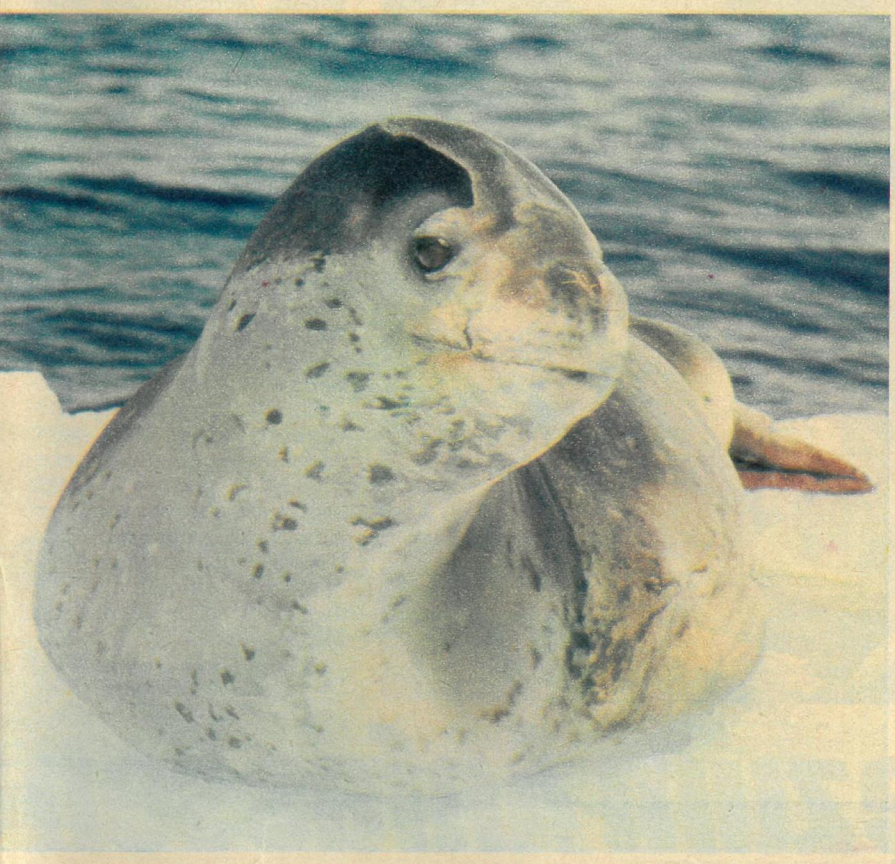


Bild oben: Mit erhobenem Vorderkörper prallen die männlichen See-Elefanten gegeneinander. Bei den Jungbullen noch ein Spiel, wird später daraus ein erbitterter Kampf um Liegeplätze und Weibchen für den Harem. – Rechts: Antarktischer Seebär. Unter Grannenhaaren liegt der einst von Robbenschlägern so begehrte Wollpelz. – Links: Eher an ein Reptil als an ein Säugetier erinnert die Physiognomie des Seeleoparden; der bis zu vier Meter lange, im Verhalten noch wenig erforschte Räuber lebt ausschließlich in antarktischen Gewässern, wo er vor allem Pinguinen und kleineren Robbenverwandten nachstellt.

● Wörtlich

Alle, die nach Wegen suchen, die Kernwaffen zu liquidieren, kämpfen – bildlich gesprochen – auf der gleichen Seite der Barrikade.

Kenneth Galbraith, USA
Ökonom, Soziologe,
Berater mehrerer ehemaliger
USA-Präsidenten

● Kurz berichtet

Unter diesem Signum laden die Veranstalter zum I. Filmfestival nach Phjòngjang, Koreanische Volksdemokratische Republik, ein. Das Treffen im September steht unter dem Motto „Für Unabhängigkeit, Freundschaft und Frieden" und will die Kinematographie der Entwicklungsländer fördern.

Eine Mozart gewidmete Sonderausstellung ist im Nationalmuseum Prag eröffnet worden. Anlaß ist der 200. Jahrestag der Uraufführung der Oper „Don Giovanni", die am 29. Oktober 1787 im Prager Altstädtischen Theater des Grafen Nostiz unter Leitung des Komponisten begeisterte Aufnahme fand. Die Mozart-Ausstellung ist bis Oktober diesen Jahres geöffnet.

Tragbare Sonnenbatterien produziert das Hüttenkombinat der Kirgisischen SSR. Die in der usbekischen Akademie der Wissenschaften entwickelten Stromquellen – sie speisen Radios und Recorder – nützen Hirten und Geologen.

Beim fünften „Madame Butterfly"-Wettbewerb in Tokio, an dem Opernsänger aus 14 Ländern teilnahmen, errangen die rumänische Sopranistin Eva Bárálan den ersten und der ungarische Tenor Toma Dorozi den zweiten Preis.

Einen originellen neuen Automotor hat Sofroni Gumenjuk, Fachlehrer einer Berufsschule in Mukatschewo (Westukraine), konstruiert. Der benzinsparende Antrieb, der vom Staatlichen Komitee für Erfindungen und Entdekkungen der UdSSR patentiert wurde, verfügt nicht wie üblich über zylindrische, sondern kreuzförmige Kolben, die sich nicht vertikal, sondern axial bewegen.

Erich Honecker und weitere Mitglieder der Partei- und Staatsführung der DDR besuchten zum Abschluß des Messerundganges traditionsgemäß den sowjetischen Pavillon. Foto: Mittelstädt/Zentralbild

Exponate zum Anfassen

Galina Losniza, Dolmetscherin im sowjetischen Messepavillon, schmunzelt, als sie uns mit dem „AShSP" vertraut macht: „Der bewirtet mühelos auf einmal eine ganze ukrainische Dorfhochzeit mit frischen Fleischpiroggen." Heutzutage hat auch das Piroggenbacken technische Parameter: Der mit Teig und Fülle beschickte Automat serviert in einer Stunde 850 leckere Pasteten zu exakt je 80 Gramm. Dies Exponat entsprach – neben vielen anderen – dem Messeleitthema „Nahrungsmittel effektiv produzieren und verarbeiten". Es war ständig von Messebesuchern umringt, die von der Statur her die Gastronomie unserer Republik zu repräsentieren schienen... Die UdSSR-Schau, gelungen modernisiert, verzeichnete in diesem Jahr einen erwartungsvollen, ungewöhnlich starken Zuspruch. Da kroch Ekkart Freier vom VEB Mikromat Dresden im intensiven Gespräch mit den Standbetreuern fast in einen Bohr- und Fräsautomaten aus Odessa: „Wir bauen artverwandte Genauigkeitsmaschinen. Alles, was ich wissen wollte, wurde mir bereitwillig erklärt. Ich lud die Kollegen zum Fachsimpeln ein an unseren Stand." Der Gruppenleiter im Bereich Forschung und Entwicklung sucht auf jeder Messe Anregungen für seine Arbeit. Er findet bei den Exponaten eine deutlich weiterentwickelte Beherrschung modernster Steuertechnik in Richtung automatisierter Lösungen, nicht nur für den Wechsel der Werkstücke, sondern auch der Werkzeuge. Beim Design habe sich ebenfalls allerhand getan. „Angenehme Farb- und Formgebung der Technik trägt nicht zuletzt zur Arbeitszufriedenheit im Betrieb bei." An einem anderen Stand, wo Laserlicht aufblitzt und feinste Bohrungen herstellt, treffen wir Hoang Son. „Ich studiere", sagt der junge Mann aus Vietnam, „Physik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Von meiner Heimat bekam ich den Auftrag, mich für die Laser-Technik zu spezialisieren. Hier lerne ich ihre Anwendung auf hohem wissenschaftlich-technischem Niveau kennen." Ein paar Schritte weiter: Computer-Arbeitsplätze für Schüler stehen zum Anfassen da. Und es ist eine Freude, zu beobachten, wie unbefangen und gekonnt Mädchen und Jungen von dieser Möglichkeit Gebrauch machen (Bild links). Einen roboterisierten Drehautomatenkomplex nehmen Technologen vom VEB Wägetechnik Rapido, der zum DDR-Kombinat NAGEMA gehört, fachmännisch unter die Lupe. „Wir bekommen noch in diesem Jahr eine solche Maschine, sind künftige Anwender. Unser Betrieb produziert z. B. Waagen für Schüttgüter wie Beton und Getreide. Und auch die Fischwaagen auf den Atlantik-Trawlern, die die DDR an die Sowjetunion geliefert hat, kommen von uns. Wir erwarten nun auch von dieser sowjetischen Maschine einen Beitrag zur Steigerung der Arbeitsproduktivität, zur Erleichterung der Arbeit. Fest steht, daß wir sie unbedingt mehrschichtig nutzen. Dann bringt sie den notwendigen Effekt! Im übrigen: Nun wissen wir einiges mehr über den Automaten. War das nicht schon beinah die Messe wert?"

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlev Steinberg (Foto)

Ereignis in der Elbestadt

Auskünfte für FREIE WELT gab OMR Professor Dr. sc. med. Jochen Neumann, Generaldirektor des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden.

In diesem Jahr wird Ihr Museum 75 Jahre alt. Wer war der Gründer?

Der Dresdner Industrielle Karl August Lingner, ein Ehrenbürger unserer Stadt. Bereits die große Anziehungskraft der 1. Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 war vor allem auf seine Bemühungen zurückzuführen, gesundheitserzieherische Sachverhalte anschaulich, allgemeinverständlich und wissenschaftlich einwandfrei darzustellen. Der Erfolg bestärkte ihn in seinem Vorhaben, ein eigenes Museum für die gesundheitliche Volksbelehrung zu schaffen. Lingners Weitblick, seinen Erfahrungen bei der Vorbereitung der erwähnten Weltausstellung in Dresden ist es zu danken, daß dieses Museum bereits 1912 gegründet werden konnte. Heute verwirklicht unsere einmalige Gesundheitseinrichtung, die allein im Vorjahr rund 300 000 in- und ausländische Besucher hatte, das humanistische Anliegen ihres Gründers unter sozialistischen Bedingungen, soll sie sich zunehmend mehr zu einer Art lebendiger Volksuniversität entwikkeln.

Während des Faschismus produzierte das Hygiene-Museum Plexiglashauben für Kampfflugzeuge und förderte faschistische Rassenideologie. Damit verlor es seinen internationalen wissenschaftlichen Ruf völlig. Unmittelbar nach Gründung der Republik setzte wohl mit dem umfassenden Wiederaufbau des zu 80 Prozent zerstörten Gebäudes auch der humanistische Neubeginn ein?

Der begann Jahre früher, bereits mit der Befreiung durch die Sowjetarmee. Seit September '45 ist das Hygiene-Museum, das bis dahin sowohl Aktiengesellschaft war wie auch Vereinscharakter trug, eine staatliche Institution. Es erhielt von der Sowjetischen Militäradministration großzügige Unterstützung beim Wiederaufbau zunächst der Werkstätten, um wieder Lehrtafeln und gläserne Figuren herstellen zu können.

Am 7. April, dem Weltgesundheitstag, wird das Museums-Jubiläum mit einer Festveranstaltung in Dresden begangen. Gewiß ist da auch von gegenwärtigen und künftigen Aufgaben die Rede.

Natürlich. Hauptaufgabe bleibt, unser Museum immer mehr zu einem international führenden Zentrum der Gesundheitsaufklärung zu profilieren.

Das heißt im einzelnen?

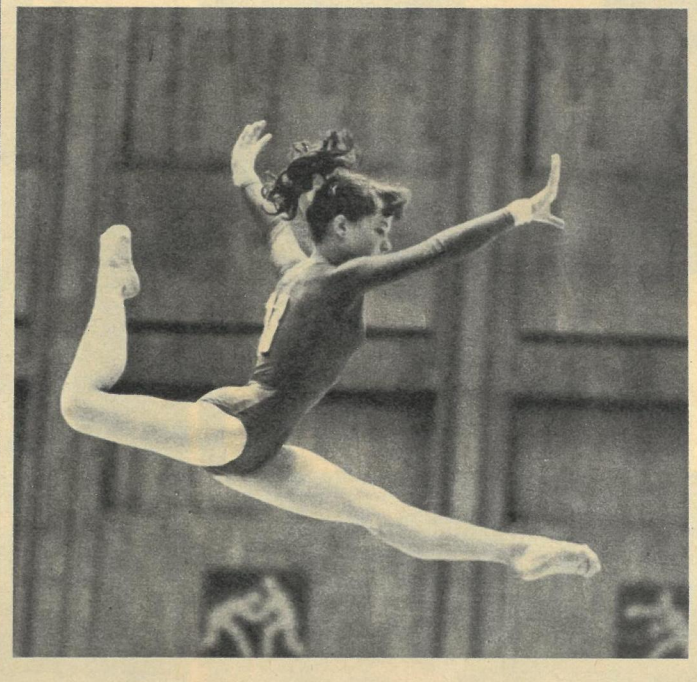
Mit all unserer Arbeit zu einer gesundheitsfördernden Lebensweise beizutragen! Der Besucher soll unsere Ausstellungsräume mit dem Gedanken verlassen, daß gesund leben Spaß macht und daß Gesundheit bis zu einem gewissen Grad trainierbar ist. Damit jeder dazu motiviert und aktiviert wird, haben wir bereits in den letzten Jahren verstärkt versucht, bestimmte Interessengruppen gezielt anzusprechen. Zwei Beispiele dafür: Unsere Ausstellung „Gesund wie Ben und Anne" ist gedacht für Kinder von 6 bis 10 Jahren. Und „Ein Leben beginnt", wo erstmals der gläserne Torso einer Schwangeren gezeigt wird, ist vorwiegend für junge Familien bestimmt. Dazu kommen zahlreiche Veranstaltungen, wobei das Angebot von Diätberatungen bis hin zur Popgymnastik reicht. Genau diesen Weg werden wir weitergehen, um eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. Zu den zwei Ausstellungen, die wir unlängst eröffneten – sie befassen sich sowohl mit der Geschichte des Museums wie auch mit Wurzeln und Traditionen des Gesundheits- und Sozialwesens in unserem Land –, kommt gegen Jahresmitte eine weitere hinzu. Sie soll das Nichtrauchen fördern. Vorbereitet wird dann eine Ausstellung über das Leben der menschlichen Zelle. Schließlich wird künftig ein Monatsheft über die Aktivitäten unseres Hauses informieren. Um sie zu erhöhen, werden wir nicht nur die interdisziplinäre Zusammenarbeit verstärken, sondern auch Erfahrungen unserer sozialistischen Partnerinstitute besser nutzen.

Interview:
Horst Goldschmidt

Umzug auf den Senioren-Platz

Mit 21 Jahren ist die Exweltmeisterin Olga Bitscherowa neuerdings älteste Turnerin der sowjetischen Nationalmannschaft. Sie hat dieses leistungsunabhängige Prädikat von Natalja Jurtschenko – ebenfalls eine Weltmeisterin – übernommen, die nach ihrem Rücktritt lächelnd zu Olga gesagt hat: „Jetzt erfährst du, was es heißt, wenn dich die anderen zur Veteranin machen." Dabei fühlt sich die neue „Seniorin" gar nicht wie ein Veteran: „Ich werde nicht müde, immer und immer wieder zu starten und denen ein Schnippchen zu schlagen, die nicht mehr so recht daran glauben, daß ich mich in der Umgebung von lauter Teenagern noch behaupten kann." Indes ist Olga nicht nur eine ehrgeizige Turnerin. Es ist für sie ebenfalls wichtig, auch einmal eine brauchbare Journalistin zu werden. Mittlerweile im dritten Studienjahr an der Lomonossow-Universität, wird sie gelegentlich auch mit der Praxis konfrontiert, legt in „Sowjetski Sport" Zeugnis davon ab, daß sie gut und interessant schreiben kann, und beantwortet Leserfragen. Kürzlich hat sie im Auftrag der Leser über die Situation in den Turn-Auswahlmannschaften der Frauen und Männer berichtet – und wer weiß dort besser Bescheid als sie! Ihre Mitstreiterinnen Jelena Schuschonowa und Vera Kolessnikowa haben sich ebenfalls entschlossen, Journalistik zu studieren. „Jeden Abend schreiben sie Konspekte, wälzen Lehrbücher und fragen mich Löcher in den Bauch. Ich erzähle ihnen dann, wie interessant ich das Journalistikstudium finde, wie ich zum Bücherwurm wurde, um eines der A und O dieses Berufes zu begreifen – das Lesen. Ich selbst habe Hugo und Stendhal, E.T.A. Hoffmann und Zola geradezu genossen, meine Prüfung in ausländischer Literatur mit Auszeichnung bestanden und auch die Klausuren in Englisch, Stilistik und russischer Literatur des 19. Jahrhunderts gut über die Runden gebracht." Und was die Frauen-Nationalmannschaft betrifft, so setzt Olga Bitscherowa vor allem auf die amtierenden Weltmeisterinnen – das stille, noch immer schüchterne Mädchen Jelena Schuschonowa und die quietschvergnügte Oxana Omeljantschik, die einmal Choreographin werden will, in ihre Schulhefte schöne Gedichte schreibt und Illustrationen zu russischen Märchen zeichnet. „Ksjuscha, wie wir Oxana nennen, ist hübscher und reifer geworden. Neulich präsentierte sie nach russischen Melodien ihre neue Bodenkür – eine Augenweide und ein Ohrenschmaus!" Als Kiebitz bei den Männern erfuhr Olga Bitscherowa, daß Weltmeister Juri Koroljow zum zweiten Mal Vater wurde. Und über die sehnsüchtig erwartete Rückkehr des „Jahrzehnt-Turners" Dmitri Bilosertschew schreibt sie: „Nach seinem Autounfall lag er mit doppeltem Beinbruch fast sechs Monate in Gips. Dann trainierte er wieder, steigerte zusehends seine Form und – machte im vorigen Herbst Hochzeit. Doch plötzlich verletzte er sich am heilen Bein so stark, daß er erneut operiert werden mußte. Aber wir glauben alle fest daran, daß es ‚Dima' wieder schafft – übrigens genauso alt wie ich, Moskauer wie ich, ZSKA-Turner wie ich, und als Teenager war er schon Mehrkampf-Weltmeister wie ich!"

Hans Richard Vollbrecht



Der plombierte Waggon

Am Nachmittag des 27. März (9. April nach dem neuen Kalender) rollt ein Zug aus der Züricher Bahnhofshalle. „Lenin reiste", erinnert sich der Kampfgefährte Anatoli Lunatscharski, „ruhig und froh gestimmt. Als ich ihn ansah, fühlte ich, daß er innerlich von dem Gedanken erfüllt war: ‚Endlich, endlich ist der Zeitpunkt gekommen..., auf den ich mich, auf den sich die ganze Partei vorbereitet hat...'" Lenin ist frohgemut, doch weiß er, daß diese Reise seinen Gegnern in Rußland den Anlaß geben wird, ihn als „deutschen Spion" zu diffamieren. In Vereinbarung mit deutschen Behörden fährt gleich ihm eine Gruppe Emigranten in einem plombierten Wagen durch das Gebiet des Kriegsgegners. „Wir müssen fahren, koste es, was es wolle, und wenn es durch die Hölle geht", sagte er noch vor Tagen dem deutschen Internationalisten Willi Münzenberg, der bei den Reisevorbereitungen behilflich war. Aus der französischen Presse erfährt Lenin, daß der Außenminister der russischen Provisorischen Regierung, Miljukow, angedroht hat, die durch Deutschland reisenden Emigranten als Hochverräter zu verhaften. Die Lüge geht also schon um und wird von der bürgerlichen Regierung bewußt geschürt. „Plombierter Waggon" wird zum Schlagwort bürgerlicher Elemente, die in hitzigen Versammlungen die Bolschewiken zu diffamieren und isolieren suchen. Dem gerade aus der französischen Emigration zurückgekehrten W. Antonow-Owsejenko, der sich gegen die Fortsetzung des Krieges ausspricht, schleudert ein wütender „Vaterlandsverteidiger" entgegen: „Plombierte Waggons! Kontrolliert einmal seinen Paß!" Jedoch behält Lenin mit der Annahme recht, daß die russische und die internationale Arbeiterklasse auf diese plumpen Hetztiraden nicht hereinfallen werden... In der Pskower Garnison macht sich in diesen Tagen der russische General Bontsch-Brujewitsch seine Gedanken. „Nachdem ich die Behauptung, daß die Bolschewiki deutsche Spionage betrieben, entrüstet zurückgewiesen hatte, begann ich zugleich, mit großem Interesse deren Tätigkeit zu beobachten, und gewann immer größere Achtung vor ihnen." *Hans Bergmann*

Von einem Schmetterlingstummelplatz · Von Kosaken dem alles neu begann · Geschichte und Geschichten

Der General un

und Barrikadenkämpfern · Und von einem General, mit um den Bersarinplatz, Berlin-Friedrichshain

d sein Platz

Ein Beitrag von
Karl-Georg Eickenjäger
(Text) und Lothar Willmann
(Fotos)

Der General und sein Platz

»Flach, flach, kahl, kahl ist der Weg nach Lichtenberg! Und doch lebt er im Jugendgedächtnis nur als eitel wogendes Kornfeld, als Schmetterlingstummelplatz...« So beschrieb noch vor einem Dutzend Jahrzehnten der Berliner Journalist und Schriftsteller Karl Gutzkow die Gegend stadtauswärts vor dem damaligen Frankfurter Tor. Ein ganzer Stadtbezirk, der heute zum Zentrum unserer 750jährigen Hauptstadt gehört, existierte vor rund 150 Jahren noch nicht einmal. Friedrichshain, auf jedem Quadratkilometer mehr als 12 000 Einwohner zählend, entstand erst in den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts. Und auch der „Platz des Generals" wurde zu dieser Zeit als „Baltenplatz" errichtet.

Kosaken am Frankfurter Tor

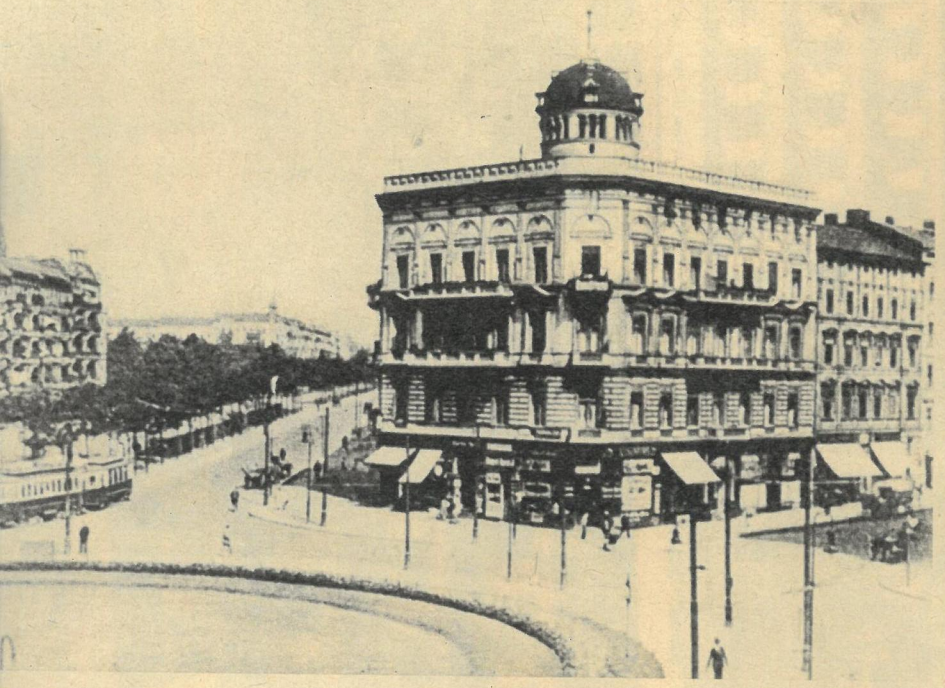
Dennoch war jenes Terrain schon damals nicht ausschließlich ein Schmetterlingstummelplatz. Gerade diese flach, flache, kahl, kahle Gegend vor den Toren Berlins bildete nicht selten den Schauplatz bedeutsamer historischer Ereignisse. Der 20. Februar 1813. Berlin war von Napoleonischen Truppen besetzt, gegen die sich aufrechte deutsche Patrioten mit russischer Unterstützung und sehr gegen den Willen des preußischen Königs erhoben hatten.

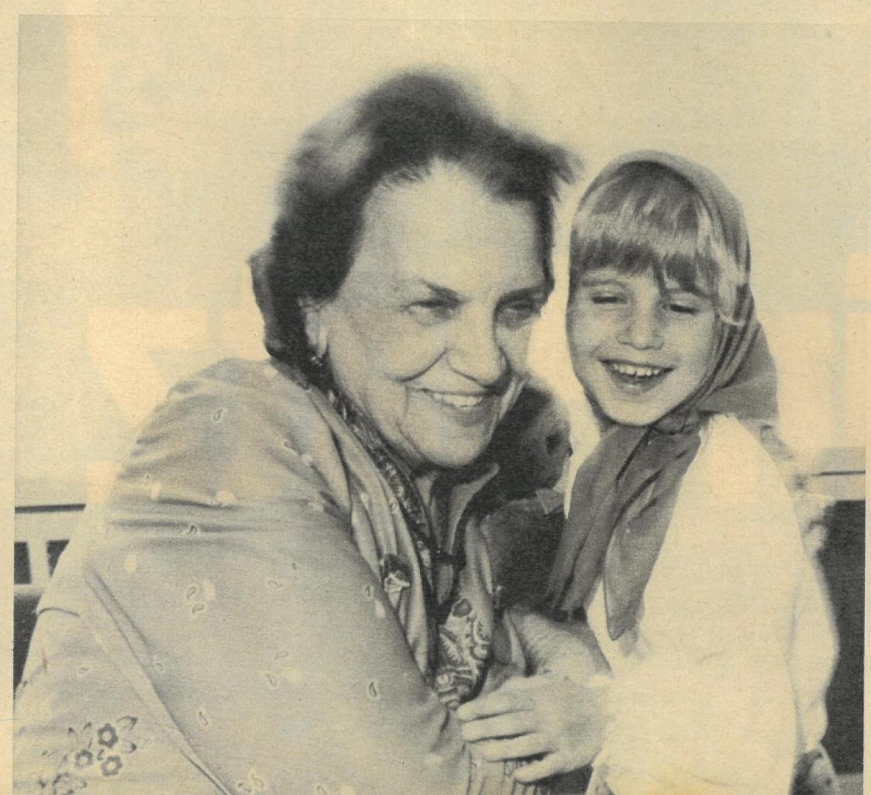
An diesem denkwürdigen Tag sprengte eine kleine Kosakeneinheit des russischen Generals Tettenborn in wildem Ritt die Frankfurter Allee herab, überrumpelte die französischen Wachen des nahe jenem heutigen Platz gelegenen Frankfurter Tores, drang in die Stadt ein und verbrüderte sich mit der Bürgerschaft Berlins. Die erste bewaffnete Auseinandersetzung des Befreiungskrieges auf dem Gebiet Berlins und – das erste Opfer dieser Kämpfe in der preußischen Hauptstadt. Ganz in der Nähe des heutigen Bersarinplatzes fiel der in russischen Diensten stehende preußische Patriot, Rittmeister Alexander Freiherr von Blomberg. Die Berliner ehrten sein Andenken durch einen schlichten Gedenkstein, der heute an der Ecke Frieden-/Hans-Beimler-Straße seinen Platz gefunden hat.

Kindermurmeln gegen den König

Der 18. März 1848. Berlin ist in hellem Aufruhr. Bürger und Handwerker, Arbeitsleute und Studenten haben sich erhoben, um mit der Waffe in der Hand bürgerliche Freiheiten zu erkämpfen. Besonders die um die Frankfurter Allee wohnenden Handwerksgesellen und Arbeitsleute beteiligen sich an diesem Aufstand. Schon in den frühen Morgenstunden haben sie die Torwachen des 2. Garderegiments am Frankfurter Tor überwältigt und vertrieben. Da rücken gegen 10 Uhr zwei Kompanien des 8. Infanterieregiments von Friedrichsfelde heran. Sie sollen den Aufständischen am Alexanderplatz in den Rücken fallen.

Doch die Berliner sind wachsam. In aller Eile werden zwischen Frankfurter Tor und Königstor Barrikaden errichtet. Sogar „Artillerie" ist aufgefahren. Aus dem nahen Schützenhaus hat man zwei Messingböller herangeschafft. Nur an Munition fehlt es den Verteidigern. Sie finden einen Ausweg. In die Angriffskolonnen der preußischen Grenadiere schmettern plötzlich ganze Wolken von Kindermurmeln. Die Revolutionäre haben sie, in alte Strümpfe gestopft, als Kartätschenladungen verwendet und sich damit eine recht wirkungsvolle Waffe geschaffen. Die Barrikaden halten stand. „Zwölf Stunden lang krachte Schuß auf Schuß. Überall haben sich die Berliner wie die Löwen geschlagen. Heute hat das Volk gesiegt", schrieb der bürgerliche Demokrat und Volksarzt Rudolf Virchow später seinen Eltern. Auch er hatte als Barrikadenkämpfer mitgeholfen, des Königs Soldaten aus der Stadt zu vertreiben.

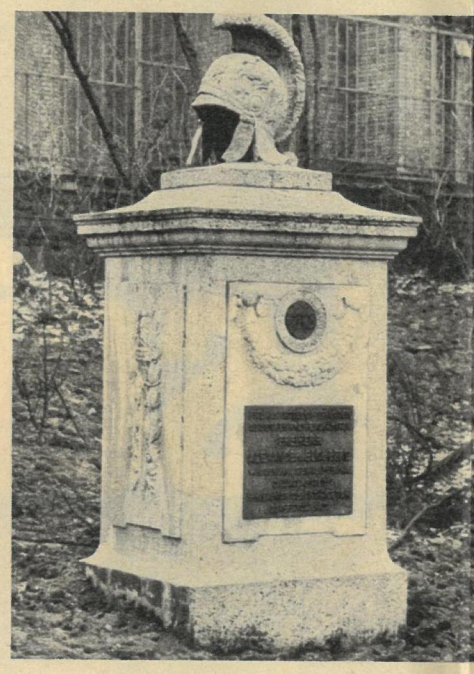




Damals: der ehemalige Baltenplatz (Bild links)

Erinnerung: Gedenktafel für die Opfer des Faschismus

Freundschaft: Natalja Bersarina im Kindergarten „N. E. Bersarin"



Neubeginn: Stadtkommandant General Bersarin bei den Trümmerfrauen

Geschichte: Ehrenmal für das erste Opfer der Befreiungskriege 1813 in Berlin (Bild links)

Revolutionäre Hochburg

Das Berliner Bürgertum verrät in der Folgezeit seine eigene Revolution, die Friedrichshainer Arbeiter aber bleiben ihren Idealen treu. So ehren sie das Andenken an die 183 Opfer der Märzkämpfe selbst unter dem Sozialistengesetz mit kraftvollen Demonstrationen. Sie sind während der Streikaktionen von 1917 mit dabei und gründen den ersten Arbeiterrat in der deutschen Geschichte. Sie nehmen aktiv an den Spartakuskämpfen der Jahre 1918/19 teil und stehen 1921 mit an der Spitze der Solidaritätsaktion „Hände weg von Sowjetrußland". Und auch 1929 stimmen während der Reichstagswahl in Berlin-Friedrichshain 70 Prozent (120 000 von 170 000 abgegebenen Stimmen) für die Arbeiterparteien, während die Nazis (ganze 6800 Stimmen) nicht einmal 5 Prozent für sich verbuchen können.

Für diese und andere Niederlagen rächen sich die Faschisten nach ihrer Machtübernahme. Ein Zeugnis ihrer Brutalität findet man heute nur wenige Schritte vom Bersarinplatz entfernt; eine schlichte Gedenktafel an einer Mauer berichtet, daß sich hier nach 1933 der berüchtigte „Mörderkeller" befand. Die Nazis hatten die Gaststätte „Keglerheim" zu einer ihrer Folterhöhlen umfunktioniert, in der Hunderte aufrechte Arbeiter gequält und zu Tode geschunden wurden.

Die 5. Stoßarmee

Endlich, im April 1945, naht die Befreiung auch für die Berliner. Am 21. April gibt der faschistische Rundfunk den Fall von Lichtenberg und Friedrichsfelde zu. Aber die Rotarmisten der 5. Stoßarmee überwinden zu diesem Zeitpunkt bereits die Panzersperren in der Frankfurter Allee. Fünf Tage zuvor hatte Marschall Shukow, Befehlshaber der 1. Belorussischen Front, den Befehl zum Sturm auf Berlin gegeben. 22 000 Geschütze aller Kaliber ließen darauf ein 30minütiges Trommelfeuer gegen SS- und Wehrmachtsverbände auf den Seelower Höhen niedergehen. Dann traten die Sowjetsoldaten zum entscheidenden Angriff an. Allen voran die Kämpfer der 5. Stoßarmee unter ihrem Kommandeur, Generalleutnant Nikolai Erastowitsch Bersarin. Am 20. April hißten sie auf dem Marzahner Kirchturm ein rotes Banner und drangen am 21. zum Baltenplatz vor.

Drei Tage später – noch lebt Hitler mit seiner Clique in seinem Bunker – wird General Bersarin von Marschall Shukow zum ersten Stadtkommandanten Berlins ernannt. Es vergehen noch schwere Tage, ehe die Rote Fahne auf dem Reichstag vom Sieg kündet. Und noch zwei weitere Wochen, ehe die faschistische Wehrmacht endgültig kapituliert. Doch schon während der letzten Kämpfe findet General Bersarin Zeit, das „Danach" vorzubereiten. Am 25. April sorgt er dafür, daß 14 hungernde Säuglinge im Keller des Oskar-Ziethen-Krankenhauses mit Milch versorgt werden. Am 27. flammt in Karlshorst erstmals das elektrische Licht wieder auf. Ab 28. rollen die ersten Transporte mit Lebensmitteln für die Bevölkerung heran. Gewiß, nur Tropfen auf den heißen Stein. Doch ein Hoffnungsschimmer für

Der General und sein Platz

die ausgemergelten Menschen im trümmerübersäten Berlin, von denen viele ohne diese ersten Hilfsmaßnahmen im Frühjahr '45 verhungert wären.
Unübersehbare Aufgaben warten in den nächsten Wochen auf den neuen Stadtkommandanten. Es gibt längst nicht überall Licht und Wasser. Seuchengefahr droht. Verkehr und Versorgung müssen in Gang gebracht werden, die Betriebe die Arbeit aufnehmen. Und vor allem sind Trümmer zu beseitigen. Der General geht Schritt für Schritt vor, gemeinsam mit bewährten deutschen Antifaschisten.

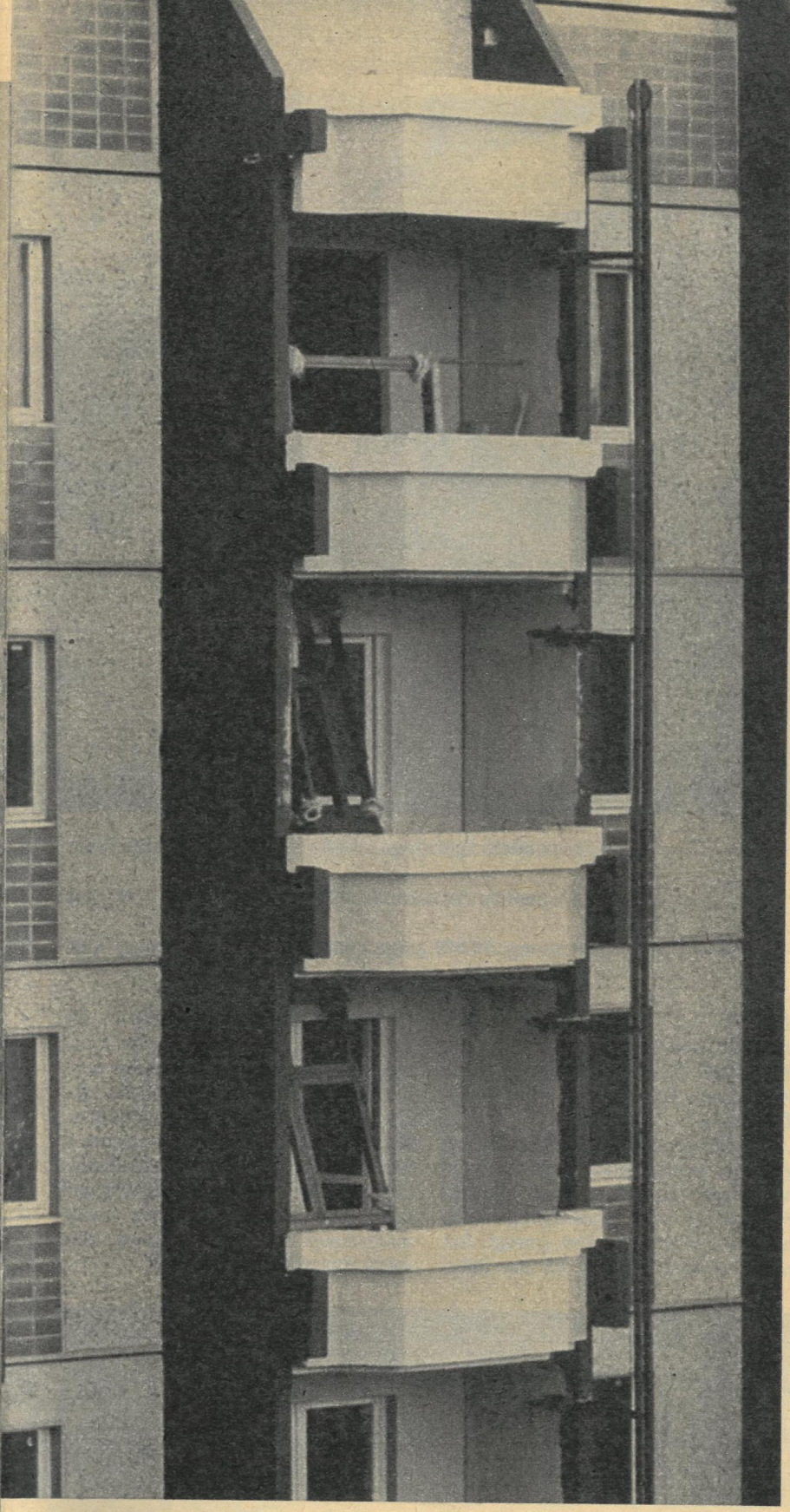
Der Rote Kommandeur

Wer ist dieser Mann, der, bevor noch der Kriegslärm verstummt, schon an die Berliner denkt und sie ermuntert, die Kriegsfolgen so schnell wie möglich zu beseitigen? Nikolai Bersarin hat gerade seinen 41. Geburtstag hinter sich. Am 1. April 1904 wurde er als Arbeitersohn in Petersburg geboren, hatte sich bereits mit 10 Jahren bei einem Buchbinder verdungen! 13jährig verliert er Vater und Mutter. Mit 14 meldet er sich freiwillig zur Roten Armee und nimmt an den Kämpfen gegen Weißgardisten und Interventionstruppen teil. 1923, gerade 19, befehligt er als Kraskom, als Roter Kommandeur, ein Regiment im Fernen Osten. 1925 heiratet er eine sibirische Bauerntochter und tritt 1926 der Kommunistischen Partei bei. 1939 hilft er mit, die Japaner am Chalchin-Gol zu schlagen, als sie die sowjetisch-mongolische Grenze gewaltsam überschreiten wollen. Im April 1943 wird er zum Generalleutnant ernannt und übernimmt das Kommando der 5. Stoßarmee. Er kämpft bei Wjasma und Smolensk, in Polen und an der Oder. Mit seinen Soldaten erstürmt er Küstrin und wird als „Held der Sowjetunion" ausgezeichnet. Und die Gardisten der „5." dringen mit als erste kämpfend in Berlin ein und erstürmen die Reichskanzlei.
Nur zehn Wochen verbleiben dem General für sein Wirken als Stadtkommandant. Ein tragischer Verkehrsunfall reißt ihn am 16. Juli 1945 aus seinem rastlosen Schaffen.
30 Jahre später ehrt ihn die Hauptstadt der DDR postum mit der Ehrenbürgerwürde. Seinen Namen tragen eine Straße und eine Schule Berlins, ein Kindergarten und ein Jugendklub, ein Truppenteil der Grenztruppen der DDR und eben der ehemalige Baltenplatz...

Ratsherr: Stadtbezirksbürgermeister Pagel: „... und für unsere Bürger schöne moderne Wohnungen."

Der Platz, der Plan, das Projekt

Das Leben in Berlin kam wieder in Gang. Langsam belebten sich Wirtschaft und Kultur, Politik und Gesell-



schaft. Nicht alles konnte sofort erledigt werden. Da war vor allem das Wohnungsproblem, dem die hauptsächliche Aufmerksamkeit gewidmet werden mußte. Auch der nunmehrige Bersarinplatz und seine Umgebung trugen lange noch die Spuren des Krieges und des Provisorischen. Erst zu Beginn der achtziger Jahre wurde es möglich, auch hier ein wohnliches und attraktives Bauensemble zu schaffen. „Und dies sollte und mußte natürlich in einer dem Namensgeber würdigen Weise geschehen", sagt Bezirksbürgermeister Pagel. „Der Magistrat und der Rat des Stadtbezirks haben zunächst einen Architekturwettbewerb zur modernen Gestaltung des Bersarinplatzes ausgeschrieben", erläutert der Bürgermeister. „Magdeburger Baubetriebe übernahmen es dann, das endgültige Projekt zu erarbeiten. Und sie lösen diese Aufgabe in einer Weise, über die wir schon jetzt sehr froh sein können." Rund 800 Wohnungen in meist siebengeschossigen Häusern mit zahlreichen repräsentativen Geschäften sieht das Projekt am Platz selbst und in den umliegenden Seitenstraßen vor. Die stark gegliederten Fassaden in satten braunen und honiggelben Elementen mit davorgesetzten Loggien und abgeschrägten Dächern vermitteln ein neues Straßenbild, das sich harmonisch in die vorhandene alte Bausubstanz einpaßt. Die Loggien sind übrigens nicht nur zusätzlicher Wohnraum und schmückendes Beiwerk, sie wirken zugleich schalldämmend und schützen so die Bewohner vor allzu großem Straßenlärm. In sogenannten Zwickelbauten, die den Übergang zu den verbliebenen Altbauten bilden, werden Ateliers untergebracht, in denen bald Künstler der verschiedensten Sparten zu Hause sein werden.

Am 1. Januar 1984 lag das fertige Projekt vor. Doch wie das bei den meisten innerstädtischen Bauobjekten üblich ist, mußte zunächst einmal Baufreiheit geschaffen und verschlissene Altbausubstanz beseitigt werden. Das geschah in wenigen Monaten; so, daß trotz notwendiger Sprengungen der gerade am Bersarinplatz lebhafte Straßenverkehr keine Minute unterbrochen werden mußte. Und am 1. August 1984 war es soweit. Werner Eberlein, selbst langjähriger Friedrichshainer, jetzt 1. Sekretär der Bezirksleitung Magdeburg der SED und Mitglied des Politbüros des ZK, setzte gemeinsam mit den Bauleuten das erste Element.

„Schon jetzt erfüllt mich das Ergebnis der dreijährigen Arbeit mit Genugtuung", versichert Bürgermeister Pagel. „Unsere Magdeburger Freunde haben ein Ensemble geschaffen, das unsere Stadt schmückt, den Bürgern schöne moderne Wohnungen zu erschwinglichen Mieten bietet und uns neue Impulse für ein neuzeitliches Bauen in der Hauptstadt vermittelt." Und noch eine Sorge des Bürgermeisters wird damit beseitigt. „Mit diesen Neubauten lösen wir gleichzeitig ein lange als leidig empfundenes Problem. Das Defizit an Kinderkrippenplätzen in unserem Stadtbezirk ist endlich beseitigt."

Neue Maßstäbe

Ernst Mebes hat General Bersarin nicht mehr kennengelernt. Dennoch ist er auf mancherlei Art mit ihm und seinem Werk verbunden. Heute führt er das Kommando am Bersarinplatz: als Leiter des Hauptauftragnehmers, des WBK Magdeburg, und bereits seit 12 Jahren „Magdeburger in Berlin". Er hat mitgeholfen, so manches Gebäude in der Hauptstadt zu errichten oder auszubauen: an der Humboldt-Universität, der Hochschule für Ökonomie in Karlshorst und bei vielen Wohnungsbauprojekten. „Doch das waren Großprojekte mit Typenbauten, für die es stets die nötige Baufreiheit gab, wozu genormte, vorgefertigte Bauelemente verwendet werden konnten."

Am Bersarinplatz ist das ganz anders. Hier handelt es sich im Grunde um eine Lückenbebauung, die auch gestandene Bauhasen vor völlig neue Probleme stellt. Die Arbeiten mußten bei fließendem Verkehr durchgeführt werden. Das hieß zum Beispiel für die Baukräne, förmliche Verrenkungen zu machen, um kein Verkehrshindernis zu bilden. Manchmal bedienten die Kranfahrer

Fassaden: neue geschmackvolle Ansichten im Berliner Stadtbild

Schrittmacher: die Magdeburger Montagebrigade Stellmacher vom Bersarinplatz

ihre Großgeräte im „Blindflug“, nur über Funk gesteuert, weil ihnen die gerade errichteten Bauten die Sicht nahmen. Neue Fertigelemente mußten entwickelt und mit Lastkähnen von Magdeburg-Rothensee herantransportiert werden. Und dann war da noch die Sache mit den Kellertreppen, deren genormte Fertigteile sich als zu kurz erwiesen. Die Ladentrakte im Erdgeschoß erforderten tiefere Fundamente, also auch mehr Treppenstufen. Zuerst goß man die fehlenden Stücke von Hand. Bis ein Brigadier darauf kam, geeignete Zusatzteile vorzuproduzieren. Neue Ideen waren überall gefordert. „Ganz besonders bei den Zwickelbauten, für die es keine Normteile gibt“, sagt Ernst Mebes. „Also mußten wir dort die Außenmauern wieder nach der Methode ein Stein, ein Kalk hochziehen. Aber wir kamen darauf, daß einige Fertigteile wenigstens als Deckenelemente genutzt werden konnten.“ Trotz all dieser Schwierigkeiten gingen die Arbeiten zügig vonstatten. Die besten Montagebrigaden, darunter die in Berlin recht bekannten „Stellmachers“, schafften pro Schicht bis zu 55 Elemente. Allerdings haben sie an normalen Bauvorhaben schon bis zu 90 bewältigt. „Natürlich sind wir stolz darauf, unsere Arbeit auch unter diesen erschwerten Bedingungen fristgemäß geschafft zu haben“, betont unser Gesprächspartner.

Inzwischen ist die Montage der Gebäude abgeschlossen. Jetzt läuft der Innenausbau. Die ersten Mieter sind eingezogen, und im September wird der Bersarinplatz vollendet. „Wer weiß, vielleicht werden wir bald in Magdeburg einen ähnlichen attraktiven Platz haben“, vollendet „Kommandant“ Mebes seinen Bericht.

Der General und sein Platz

Kundenfreundlich: Spezialgeschäfte am neugestalteten Platz

Milljöh ‘87: Familie Zellmann in ihrem neuen Zuhause (rechts)

Diskostimmung: 50 000 junge Leute pro Jahr im Bersarin-Klub

Auszug aus dem Hinterhof

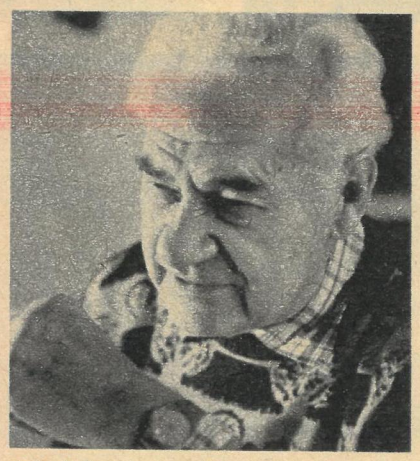
Eine Familie, die bereits in den Genuß des neugestalteten Bersarinplatzes gekommen ist, treffen wir im obersten Geschoß eines schon bezogenen Neubaus: den 28jährigen Baumaschinist Jörg Zellmann und seine gleichaltrige Frau Helga, Außenhandelskaufmann. Sie sind geborene Friedrichshainer, haben vor acht Jahren geheiratet und waren damals glücklich, schnell eine eigene Wohnung zu erhalten. Auch, wenn es sich nur um eineinhalb Zimmer auf einem Hinterhof am Kotikowplatz handelte, die sie mit viel Mühe selbst ausbauen mußten. Inzwischen aber wurden die beiden Söhne Philipp (7) und Mario (4) geboren. Da wurde es eng bei den Zellmanns.

„Klar, daß wir mit Interesse den Baubeginn am Bersarinplatz beobachtet haben“, sagt Frau Helga. „Sogar mit dem Fotoapparat beim Spaziergang. Doch haben wir nicht zu hoffen gewagt, daß hier auch eine Wohung für uns dabei ist.“ Um so größer war die Freude, als sie die Zuweisung dafür in der Hand hielten. Man merkt der Hausfrau deutlich den Stolz über das neue Domizil an, als sie uns Kinder- und Schlafzimmer, Küche und Bad vorführt, während Hausherr Jörg im Wohnzimmer Kaffee serviert. „Wir sind beide berufstätig und konnten uns, dank der neuen Sozialmaßnahmen für junge Ehepaare, eine solide Einrichtung leisten.“

Jörg Zellmann, der mitten in einem Qualifizierungslehrgang steckt, ist im übrigen froh, nun auch zu Hause Ruhe dafür zu finden. Ehefrau Helga freut sich auf die bequemen Einkaufsmöglichkeiten in den neuen Geschäften.

Attraktives hinter Schaufenstern

Momentan herrscht geschäftiges Treiben auch überall in der Erdgeschoßzone der neuen Häuser. Schon preist an der Ecke Weidenweg ein Fleischerladen seine Thüringer Spezialitäten in appetitanregend gestalteten Schaufenstern an. Drinnen sprechen die Bewohner des Bersarinplatzes bereits eifrig diesen Angeboten zu. Nebenan hat gerade eine originelle Puppenklinik eröffnet. Wir werden Zeuge, wie der erste „Patient" eintrifft. Eine kleine Bärenmutti bemüht sich, ihren plüschenen Liebling auf den viel zu hohen Ladentisch zu bugsieren und ist glücklich, daß Teddys verlorenes Glasauge gleich wieder ersetzt sein wird. Uns kommen die Räumlichkeiten dafür etwas sehr umfangreich vor. „Wir sind ein zentrales Dienstleistungsobjekt", werden wir aufgeklärt. Tatsächlich sind wenige Tage danach sämtliche Regale schon mit



Arbeiterveteran: Franz Eistel ist einer, der die Geschichte rund um den Bersarinplatz mitgestaltete. Der Kommunist, von den Nazis ins Zuchthaus geworfen und später im Strafbataillon 999, war Aktivist der ersten Stunde. Jetzt ist er, trotz seiner 76 Jahre, dabei, aus Zeugenaussagen und Akten eine Dokumentation über den antifaschistischen Widerstand in Friedrichshain zu erarbeiten. Für die Nachgeborenen... „Es ist unerläßlich, den Gedanken wachzuhalten, daß aufrechte Antifaschisten für all das Gute die Voraussetzungen erkämpften."

arm-, bein- und kopflosen Püppchen belegt, und in den hinteren Klinikräumen herrscht ein emsiger Reparaturbetrieb. Goldschmied, Fahrradhandel, Herrenkonfektion und Zoohandlung werden das Angebot am Bersarinplatz künftig komplettieren.

50 000 pro Jahr

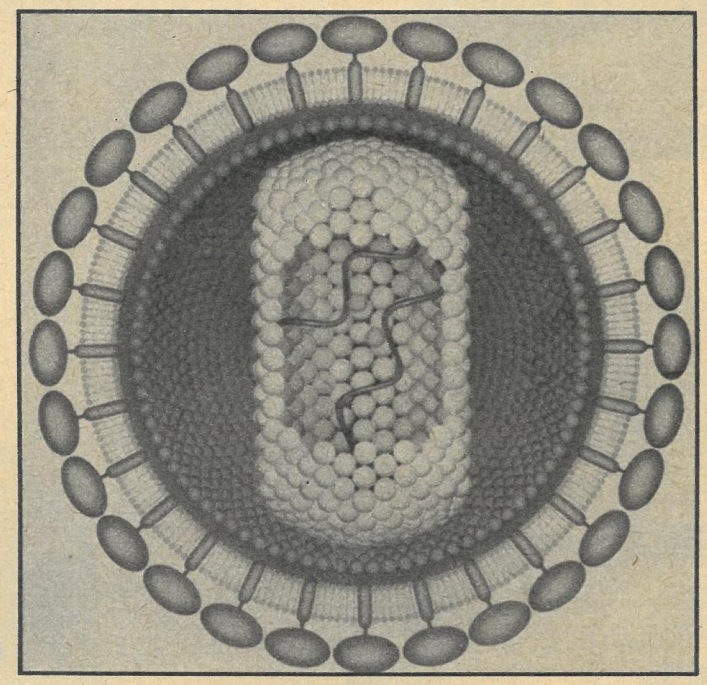
Für den Jugendklub „N. E. Bersarin", gleich um die Ecke in der Thaerstraße, gilt das schon seit längerer Zeit. Auch er wird mit den neuen Bewohnern des Bersarinplatzes bald frischen Zuwachs an Gästen erhalten. Kein Problem. Klubleiter Bernd Wruck versichert, daß der Klub schon jetzt pro Jahr bis zu 50 000 Besucher bei rund 1000 Veranstaltungen in und außer dem Haus begrüßt. Dafür sorgt ein umfang- und abwechslungsreiches Programm, das Tanz und Kulturabende sowie sportliche Betätigung in vielfältiger Form bietet. 40 ehrenamtliche Übungsleiter helfen der Klubleitung, die Sportbegeisterten in Fußball (70 Aktive), Motorsport, Handball, Judo, Billard und – besonders beliebt – Kraftsport anzuleiten. Die Fußballmannschaft „N. E. Bersarin" spielt in der 2. Kreisklasse und ist bei selbstorganisierten Wettkämpfen auch schon gegen eine Elf des Grenzregiments „N. E. Bersarin" angetreten. Der Klub unterhält enge Beziehungen zu Patenbetrieben und Komsomolgruppen, organisiert Treffs mit Jugendlichen anderer Länder.

Die Klubleute haben auch nahrhafte Einfälle. So dürfte es wohl in ähnlichen Einrichtungen noch nicht üblich sein, daß den Gästen täglich bei Klubabenden oder Diskos neben Getränken bis zu fünf Gerichte serviert werden können, die der eigene Kochzirkel selber zubereitet.

Die Klubmitglieder haben sogar eine sehenswerte kleine Bersarinausstellung zusammengetragen.

Den Namen erwarb sich der Klub durch eine vorbildliche Tätigkeit. Die Witwe des Generals, Natalja Bersarina, nahm selbst die Namensverleihung vor. Sie war in den vergangenen Jahren öfter Gast in Berlin und dann stets bei den jungen Leuten. „Wir hoffen, daß wir Natalja Bersarina auch in diesem Jahr wieder bei uns begrüßen dürfen", wünscht sich der Klubleiter. „Am besten natürlich zur Einweihung unseres fertigen Platzes..."

Zusatzfotos: Most (1), Archiv (3)



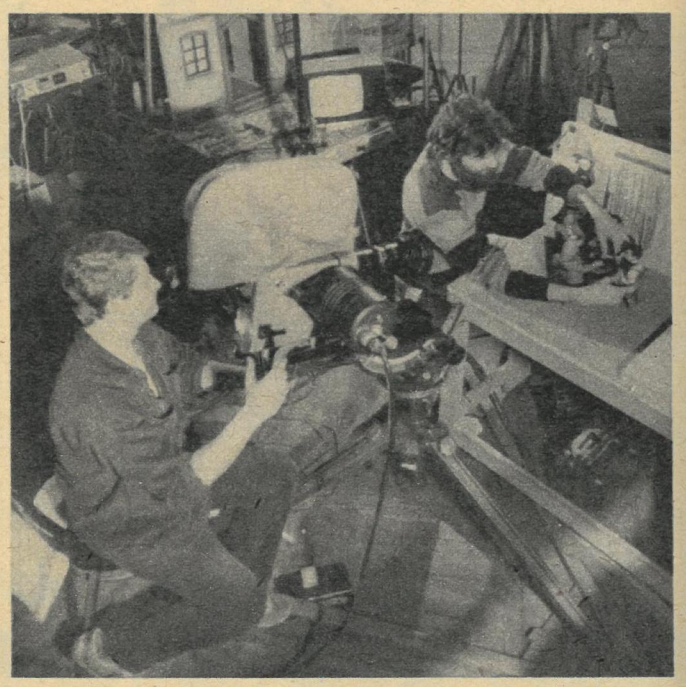
SPID ist gleich AIDS

Über AIDS-Erkrankungen und Bekämpfungsmaßnahmen in der Sowjetunion informierte Ende Februar 1987 der Stellvertretende Minister für Gesundheitswesen der UdSSR, G. N. Chlabitsch in einem Interview für die „Literaturnaja Gaseta". Bis zu diesem Zeitpunkt hatte man mit einem von sowjetischen Wissenschaftlern entwickelten Diagnostikum 10 000 Menschen getestet und festgestellt, daß die neuartige Viruskrankheit in der UdSSR weit weniger verbreitet ist als in den USA, Westeuropa oder Afrika. Die Zahl der Erkrankten beträgt 13. Darunter ist nur ein sowjetischer Bürger, die anderen sind Ausländer. Daneben wird eine Gruppe von 15 Patienten aufmerksam beobachtet. Auch hierbei handelt es sich vorwiegend um Ausländer. Nach Prognosen eines führenden Mediziners, Akademiemitglied W. M. Shdanow, rechnet man in der Sowjetunion damit, daß ein Mensch unter 100 000 an AIDS erkranken könnte. Allerdings läßt die kurze Zeit noch keine fundierte Einschätzung über ihre reale Verbreitung zu. Nach wie vor, so der Minister, besteht die Hauptgefahr in der Einschleppung von AIDS aus dem Ausland. Mit Problemen der Prophylaxe, Diagnostik und einer künftigen Heilung beschäftigen sich gegenwärtig in der UdSSR etwa 40 wissenschaftliche Institutionen. Das Ministerium für Gesundheitswesen richtet augenblicklich eine Reihe Diagnostischer Labors ein, in denen das zur Transfusion bereitgestellte Blut getestet wird. Zum anderen untersucht man vor allem jene Kranken, bei denen Vergrößerungen von Lymphknoten, langanhaltendes Fieber, Gewichtsverlust festgestellt wurden, auf Vorhandensein von Antikörpern gegen das Virus. (Antikörperträger hatten Kontakt mit dem AIDS-Erreger.) Unsere Abbildung zeigt die schematische Darstellung eines HIV, des Human Immunodeficiency Virus, entdeckt von dem französischen Professor Luc Montagnier vom Pasteur-Institut Paris. Die nachweislich an AIDS Erkrankten werden bisher in drei Klinikzentren betreut. Darüber hinaus richtet man Spezialstationen mit speziellem Pflegepersonal ein. Sowjetischen Wissenschaftlern unter der Leitung der Akademiemitglieder W. M. Shdanow und O. G. Andshaparidse gelang es, ein wirksames Diagnostikum mit dem Namen IFA-SPID herzustellen (SPID ist die russische Abkürzung für AIDS; Syndrom priobretjonnowo immunodefizita, d. h. erworbenes Immun-Mangel-Syndrom). Der Stellvertretende Gesundheitsminister ist der Meinung, daß noch mindestens fünf Jahre vergehen, ehe ein Serum zur Prophylaxe der Krankheit entwickelt ist. In den nächsten zwei Jahren soll das Blut von einigen Millionen Spendern auf ein Vorhandensein des AIDS-Virus untersucht werden. Dazu sind etwa 5000 Spektrometer zu bauen. Gegen Ende des laufenden Fünfjahrplans sollen alle medizinischen Einrichtungen der Sowjetunion auf sogenannte Einwegspritzen umgestellt sein, damit eine Verbreitung des Virus auf diesem Wege unmöglich gemacht wird. Inzwischen hat in der UdSSR eine breit angelegte Aufklärung der Bevölkerung begonnen.

Sonnhild Kutschmar

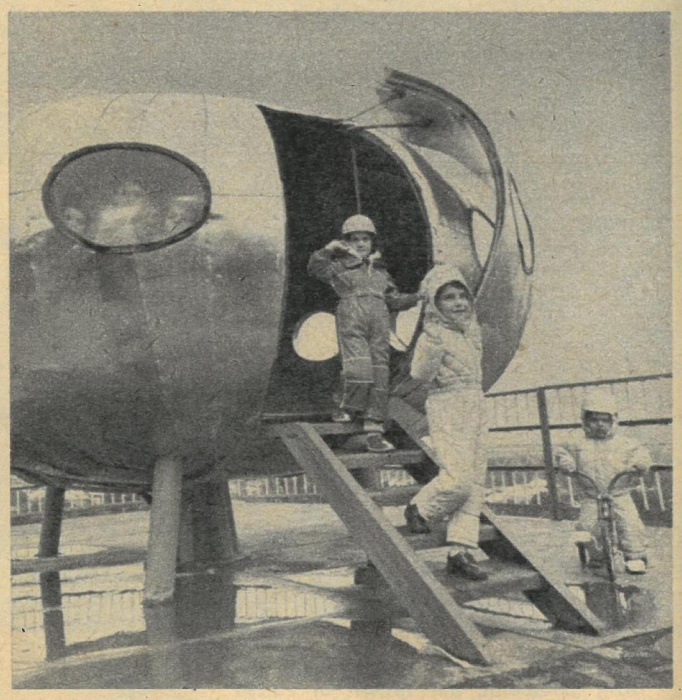
Schwejkserie

Soll im nächsten Jahr von der Leinwand flimmern: ein neuer Schwejk, diesmal im Trick. Die Dreharbeiten laufen gegenwärtig im Prager Jiři-Trnka-Studio (Foto rechts). Die Abenteuer des braven Soldaten sollen nach dem Willen der Animationsfilmer eine zehnteilige Serie füllen. Dialoge: überwiegend Hašek original.



Nackenlinie

Jüngst auf einem Friseurwettbewerb in Lódź (VR Polen) als preiswürdig empfunden: die Kreation „Krone '87". Wahrlich, der Meister hat Sinn für's Ganze...



Kosmoshelden

„Melodie", „Märchen" und „Kosmos" heißen die drei neuen Kindergärten in Spitak (Armenische SSR). Jede Einrichtung hat ihr – nomen est omen – eigenes Gesicht. Gebaut wurden sie aus betriebseigenen Mitteln der hier ansässigen Konfektions-Produktionsvereinigung.

Fundgrube

Restaurierung der Überreste einer rund 1700 Jahre alten buddhistischen Kultstätte in Termes (Usbekische SSR): Hier wurden vor kurzem weitere Teile einer vorgeschichtlichen Siedlung der Kuschansker Epoche ausgegraben. In ihrer Blütezeit (1.–3. Jh. u. Z.) herrschten die Kuschanen über ein weite Teile des heutigen Mittelasiens, Afghanistans, Pakistans und Nordindiens umfassendes Reich.

Kennen Sie Schaxelotten?

Spitznamen weisen mitunter auf die wirkliche Popularität eines Menschen hin. Die Kinder in Thüringen beispielsweise bezeichneten Axolotl (Schwanzlurch) als Schaxelotten. Das kam: Prof. Julius Schaxel, Biologe an der Jenenser Universität seit 1909, verwendete solche Tiere bei seinen Experimenten. Dieser Gelehrte – am 24. März 1887 zur Welt gekommen, der letzte persönliche Schüler Ernst Haeckels in Jena – war 1924 Mitbegründer der Urania-Verlagsgesellschaft m.b.H. und wurde wissenschaftlicher Leiter der dort edierten Monatszeitschrift „Urania". Schaxel propagierte den wissenschaftlichen Atheismus und die proletarische Freidenkerbewegung. Er bekämpfte die faschistische Rassenlehre, die er als „faktischen, historischen, soziologischen, biologischen Unsinn" apostrophierte. Ersteres trug ihm die Freundschaft des einfachen Volkes ein, letzteres die Feindschaft der Nazis. Diese raubten ihm in Abwesenheit nicht nur die Staatsbürgerschaft, sondern auch noch die Doktorwürde. Bei einem Aufenthalt auf Capri hatte Schaxel 1911 Maxim Gorki kennengelernt. Hier wurden Lebensweichen gestellt: Als einer der ersten deutschen Wissenschaftler reiste er – unbeeindruckt von der hysterischen antisowjetischen Hetze – 1923/24 zu Studienzwecken für mehrere Monate in die UdSSR. Nach seiner Rückkehr warb er für dieses Land mit Vorträgen. Über eine Versammlung im Jenenser Stadttheater schrieb das KPD-Organ „Neue Zeitung": „Als in der Aussprache hundert Anfragen an Schaxel abgegeben wurden, da zeigte er glänzend, daß er ein kühner Fechter für den proletarischen Aufbau, angefeuert von dem Geist und der Wirklichkeit der russischen Revolution, geworden ist." Der engagierte Sozialdemokrat fand nach seiner Vertreibung aus Deutschland 1933 eine neue wissenschaftliche Heimat am Institut für Evolutionsmorphologie „A. N. Serwerzow" der Akademie der Wissenschaften in Leningrad. Als die Faschisten die Sowjetunion überfielen, meldete er sich als Freiwilliger, wurde Sanitätsinspektor der Roten Armee. Julius Schaxel aber war den Strapazen der Front auf Dauer nicht gewachsen: In einem Sanatorium bei Moskau verstarb er am 15. Juli 1943.

Frank Schumann

Liebe, Geduld + Leckerbissen

Sie sind das Rezept, nach dem Nikolai Jaschukow aus zehn Igeln, eingesammelt im Walde bei Rjasan, eine Künstlertruppe machte. Premiere demnächst in Moskau, wo vor siebzig Jahren der berühmte Wladimir Durow mit so „schwer erziehbaren" Artisten auftrat. Jaschukows Schützlinge, die 160 000 Stacheln in die Manege bringen, klettern auf Kommando an ihrem Herrn hinauf und hinab, sie exerzieren im Gänsemarsch und vergnügen sich auf der Rutschbahn. Meisterschüler Toptischka (etwa „Tip-Tap") spannt sich vor eine Mini-Kutsche und kann bellen wie ein Hund. Nur an den Salto mortale wagt er sich noch nicht...

Hans Frosch

● Gut gesagt

Um die Sprache zu sprechen, die den Weg zum Herzen und zum Bewußtsein des Empfängers findet, muß man eine lange Reise in das eigene Innere machen.
Antoni Bochniarz, Hochschuldozent, VR Polen

● Am Rande

Zwiebeln einer neuen, besonders großen Sorte sind im bulgarischen Bezirk Russe gezüchtet worden. Sie haben ein Mindestgewicht von 700 Gramm und werden besonders Betriebsküchen und der Konservenindustrie angeboten. – Zum Heulen!

● Persönliches

1350 Fotografien und Briefe von führenden Persönlichkeiten aus 53 Ländern – Staatsmännern, Monarchen, kirchlichen Würdenträgern – nennt der Budapester Pensionär Ferenc Pohl sein eigen; das einmalige Material machte er jetzt in einer Ausstellung dem breiten Publikum zugänglich.

Die Minsker Familie Kosyrjow besitzt einen Papagei, der sich als exzellenter Kenner Großbritanniens und der englischen Sprache erweist. Er krächzt einem vor, welche Sehenswürdigkeiten es in London gibt, wie tief die Themse ist, und wer die Tories sind.

Im zentralen Automobilklub in Alma-Ata wurde kürzlich die Auto-Rodeo-Gruppe „Kasachstan" gebildet. Die Kindergärtnerin Galina Tuksubajewa sowie die Lehrerin Galja Bikenowa sind die verwegensten Fahrer, deren Tollkühnheit selbst starke Männer in Atem hält.

Slanco Swirscewic, 88jähriger Rentner aus Split (SFRJ), erwarb unlängst einen akademischen Grad. Das Thema seiner Dissertation: „Das Liebesleben der roten Wegschnecken auf kalkhaltigen Muschelböden".

Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Christel; TASS/R. Poderni (3), I. Chodshajew, W. Sawjodow, I. Iwanow; ZB/CAF, ČTK; Vignette: D. Schüler; Zeichnung (Repro aus »American Science« 1/87).

Im Gleichschritt, marsch!

Weltmeisterschaft 1987 im 50-km-Skimarathon. Zu einer pikanten Situation kommt es, als beim Kilometer 5 der Schweizer Andy Grünenfelder zum eine halbe Minute vor ihm gestarteten Thomas Wassberg aufläuft und sich von dem bärtigen Schlaufuchs aus Schweden in die führende Position manövrieren läßt. Siebzehn Kilometer lang hastet dieser ungezügelte Zweispänner mit Schlittschuh(gleich)schritt-Hochfrequenz bergauf und bergab, wobei Grünenfelder Meter um Meter erfolgversprechender an seinem Medaillengewinn zimmert. Vor allem hat er in den Abfahrten den schnelleren Ski. Doch plötzlich schaltet der scheinbar aussichtslos auf Rang 16 zurückgefallene Wassberg in den fünften Gang, wird – wie schon Tage zuvor im „klassischen" Diagonalschritt – zum schnellsten Mann des Feldes und sägt sogar noch am goldenen Thron des Weltmeisters Maurilio de Zolt. Grünenfelder: „Hätte ich dieses höllische Tempo auf Dauer zu parieren versucht, wäre ich nicht einmal mehr bis zum Ziel gekommen. Der vierte Platz war besser als nichts."

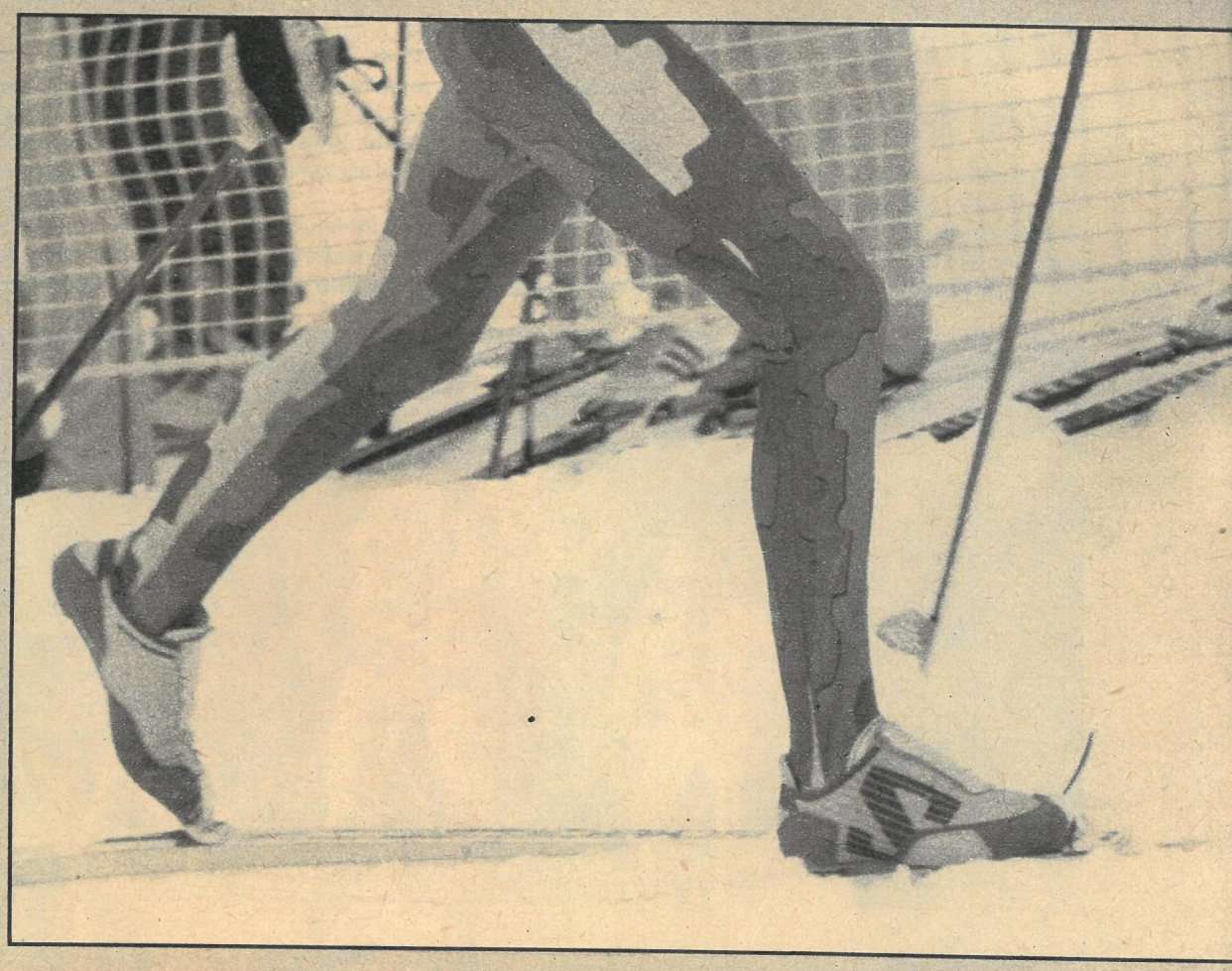
„Freistil“ oder „klassisch“: Wie sind die Skilangläufer mit den zwei Stilarten über die Saison gekommen?

An einen finnischen Skiläufer namens Pauli Siitonen war noch gar nicht zu denken, als das, was ihn zum Urheber des sogenannten Siitonen-Schritts und (unbeabsichtigt) der Zweiteilung des Langlaufs machte, schon in allen möglichen Lehrbüchern gestanden hat. Und zu der Zeit, da die allgewaltige, scheinbar bremsenlose Ablösung des Diagonalschritts durch das „Skaten“ auf Skiern ins Haus stand, meldete sich, skigeschichtsbewußt, der als zweifacher Weltmeister zum „Skikönig von Falun '74“ gekrönte Gerhard Grimmer zu Wort.

Seit eh und je, hat er gesagt, gehören Schlittschuh- und Grätenschritt wie auch das Umtreten bei Kurvenumläufen – dem einseitigen Ausstellschritt Siitonens sehr ähnlich – zum Technikrepertoire jedes Skiläufers. „Wenn zu meiner Zeit auf steilen Anstiegen selbst das beste Hartwachs nichts mehr nutzte, kletterten wir im Grätenschritt über den Berg. Das sah aus, als würden wir springen. Jetzt g l e i t e n die Läufer über solche Buckel und verwandeln den Grätenin den Schlittschuhschritt. So ist eigentlich alles schon mal dagewesen…“

Nehmen wir ein Lehrbuch, gedruckt 1962, als Jernberg und Hakulinen, Mäntyranta und Koltschin noch liefen: „Wie der Name schon sagt, lehnt sich der Schlittschuhschritt in seiner Bewegungsfolge eng an die Technik des Schlittschuhlaufens an. Er ist eine beliebte, aber sehr schwierige Hilfe zur Fahrtbeschleunigung. Seine Merkmale sind gebeugte Knie, kräftiger Abdruck, weiches, geschmeidiges Aufsetzen des Schwungskis, ausgeprägte Gewichtsverlagerung und langes Gleiten.“ Oder eine Skifibel aus dem Jahr 1955, als ein Wladimir Kusin in das skandinavische „Heiligtum Langlauf“ eingebrochen war: „Die Spur des Schlittschuhschritts weist lange, auseinandergezogene Gräten auf. Führen wir den Anstoß jedesmal mit demselben Bein aus, kommen wir zum Umtreten, einer Richtungsänderung, die besonders im Langlauf angewandt wird, weil dadurch die Fahrt noch erhöht werden kann.“

Der 50-km-Skimarathon 1971 am Holmenkollen war eine wahre Wachsschlacht. In der vereisten Spur und mit viel zu glatten Skiern ging bei den meisten so gut wie nichts mehr. Dreiunddreißig Läufer stiegen erschöpft, ratlos und entnervt aus dem Rennen. Aber kein Grimmer: „Um ungeschoren



So marschierte der Italiener Marco Albarello im klassischen Diagonalschritt zum 15-km-Weltmeisterschaftssieg. Und was an „seinem“ Tag von besonderer Bedeutung war: Er hatte, gelernt ist gelernt, auch das richtige Wachs unterm Brett.

Frank-Peter Roetsch, als Nordisch-Kombinierter a. D. schon von Haus aus ein Vielseitigkeitstalent, wurde in Lake Placid Rundum-Weltmeister im Biathlon: Gold über 20 und 10 Kilometer sowie mit der Staffel. Der 22jährige Zinnwalder gehörte schon immer zu den stärksten Läufern in seinem Metier – vor allem jetzt, da er im Schlittschuhschritt sogar auf den oft unvermeidlichen Strafrunden schneller ist als die anderen…

Im Gleichschritt, marsch!

Tausendsassa Roetsch am Berg. Das ist kein Gräten-, sondern Schlittschuhschritt, kein Kraxeln, sondern Gleiten. So etwas erfordert Kraft, Technik und Rhythmusgefühl.

davonzukommen, machte ich aus der Not eine Tugend und lief über besonders kritische Streckenteile den beid- und im Wechsel auch einseitigen Schlittschuhschritt". Obwohl technisch nicht so perfektioniert wie die heutigen Spitzenläufer, triumphierte Grimmer auf diese Weise mit sage und schreibe mehr als zehn Minuten Vorsprung.

Kurz zuvor war es beim 30-km-Olympiatest in Sapporo nicht anders. Mit Blau/Grün-Wachs unterm Brett startete Grimmer bei minus 7 Grad. Als eine halbe Stunde später die Quecksilbersäule in den Plusgraden stand, fuhren er wie auch sein hartnäckiger Widersacher Wjatscheslaw Wedenin auf viel zu glattem Ski, an dem nur noch Krumen von Wachs klebten. So stiegen beide über weite Strecken auf den Schlittschuhschritt um.

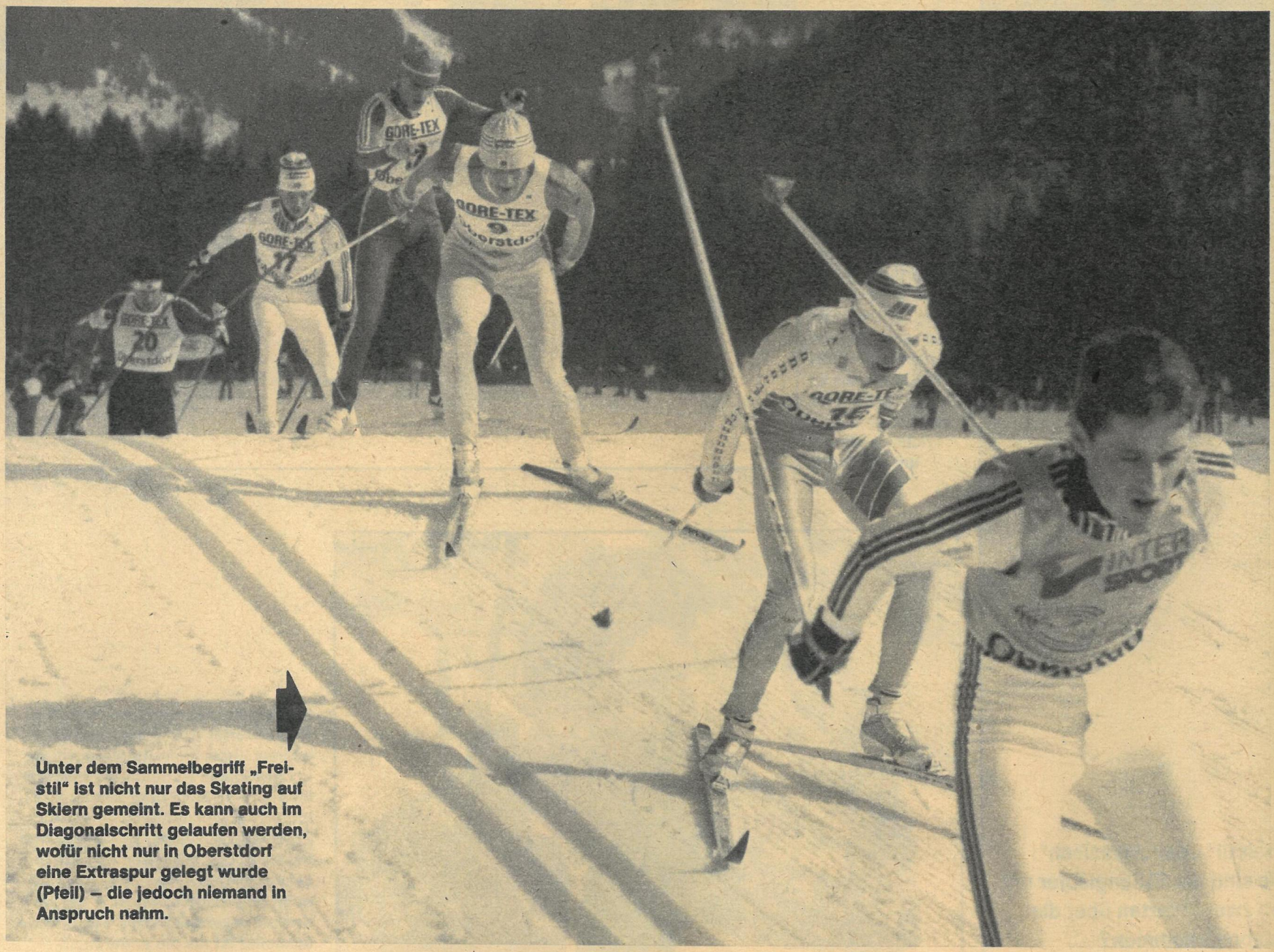
Grimmer gewann. „Er hatte Kraft", meint sein einstiger Auswahltrainer Hannes Braun, „und ich glaube, daß er und Wedenin bei ihrer weitaus geringeren Körpergröße als damals Grönningen oder Klause, Formo oder Mieto, Braa oder jetzt Svan auch hervorragende ‚Skater' geworden wären. Sie hatten so etwas an sich wie der ‚Skating'-Weltmeister Maurilio de Zolt, der – zäh und ausdauernd, klein von Wuchs und mit langen Oberschenkeln ausgestattet – für eine sich selbst in einem 50-km-Marathon kaum verändernde Schlittschuhschritt-Hochfrequenz wie geschaffen ist."

★

Für die verflossenen Weltmeisterschaften von Oberstdorf und die bevorstehenden Olympischen Winterspiele in Calgary wurden die jeweils vier Langlaufdisziplinen bei Frauen und Männern in zwei Stilarten halbiert: Die längsten Einzelstrecken und die Staffeln im Schlittschuh-, der Rest im Diagonalschritt. Bei der auch zeitlichen Aufteilung – zuerst dies, dann das – werden sich die Experten schon etwas gedacht haben, zumal in der einen Stilart Wachs kaum noch, in der anderen allemal vonnöten ist.

Um jedoch keine Unklarheiten aufkommen zu lassen, mußten die beiden Kinder einen Namen haben. So steht denn auf den Taufscheinen „Freistil" und „klassisch". Was am sogenannten Freistil unklassisch sein soll, wissen die Götter. Es handelt sich hier um den Schlittschuhschritt, und wer ist schon so töricht, auf der generell neben der Skating-Rennstrecke verlaufenden Diagonalschrittspur sein Glück zu versuchen – was des „Freistils" wegen sein gutes Recht wäre. Er hätte nicht die Spur einer Chance, denn der „Skater" ist bis auf sehr steile Anstiege um 0,60 bis 0,80 m/s schneller als der „Klassiker", der schon längst in keiner Weltbestenliste mehr stünde, würde es im Skilauf so etwas geben. Wann schon hat je ein Brustschwimmer versucht, in einem Freistilrennen die Krauler zu schlagen!

Indes ist der „klassische" Lauf arg gerupft worden. Es wurden ihm Elemente genommen, die zu Grimmers Zeiten und lange davor gang und gäbe waren. Um der Versuchung zu begegnen, im Schlittschuhschritt die



Unter dem Sammelbegriff „Freistil" ist nicht nur das Skating auf Skiern gemeint. Es kann auch im Diagonalschritt gelaufen werden, wofür nicht nur in Oberstdorf eine Extraspur gelegt wurde (Pfeil) – die jedoch niemand in Anspruch nahm.

Spur zu wechseln, gibt es wie zu Großmutters Zeiten nur noch eine Spur. Wer überholen will, muß „hopp" rufen, damit der andere zur Seite tritt. Argusaugen wachen darüber, daß auf den Anstiegen nicht der Gräten- mit dem Schlittschuhschritt verwechselt wird. Bei der Bewahrung des „Klassischem" lauert die Disqualifikation an allen Ecken. Nur beim Umtreten gibt es noch „optische" Probleme. Wie soll man in den Kurven auch anders fahren als im halben Schlittschuh-, dem Siitonen-Schritt!

Die ganz Großen des Skilaufs freilich, und davon gibt es eine ganze Menge, beherrschen beide Stilarten aus dem Effeff. Wie bei der Weltmeisterschaft Thomas Wassberg, der hier wie dort Gold und Silber gewann, und die junge sowjetische Frauengarde. Der technisch wie taktisch perfektionierte Wassberg – „klassischer" Olympiasieger und Weltmeister von Lake Placid 1980, Oslo 1982 und Sarajevo 1984 – lieferte ein Musterbeispiel dafür, wie man in der wachsarm gewordenen Zeit des Skilaufs das Wachsen nicht verlernt. Für das 30-km-Rennen im Diagonalschritt, ausgetragen bei elf Grad Wärme und Föhn, verstärkte er auf den Laufflächen seiner Skier die Rillen und wachste nur unterhalb der Bindung mit rotem Klister. Die Bretter mit Rot- und Silberklister ließ er stehen. Er gewann mit sagenhaften 21,307 km/h im Schnitt und distanzierte den besten Norweger um mehr als einen Kilometer, den ausgebrannten Gunde Svan um fast fünf, die „klassischen" Topstars Aunli und Burlakow um mehr als sieben bzw. acht Minuten!

★

Sorgen mit den Stilarten haben die Biathleten nicht. Vielleicht liegt's daran, daß sie nun einmal nicht dem internationalen Skiverband (FIS), sondern der Mehrkämpfer-Union (UIPMB) angehören. Mit Beginn der Saison 1985 jedenfalls gab es für sie grünes Licht für die Fortbewegung im Skating-Schritt. „Und beim UIPMB-Kongreß in Nowosibirsk wurde auch festgelegt, daß wir vorerst dabei bleiben", sagte der dreifache Exweltmeister und derzeitige Vorsitzende der UIPMB-Materialkommission, Eberhard Rösch. „Ausnahme bleibt der Startbereich in der Staffel. Die ersten 200 m müssen wegen des sonst entstehenden Gerangels ‚klassisch' gemeistert werden. Grundtenor unserer Überlegungen war, daß das Streben nach immer größerer Schnelligkeit nicht aufzuhalten ist. Ich vermute stark, an dieser Einstellung wird sich auch nach Calgary nichts ändern."

Skating gestaltet das moderne Biathlon zur absoluten Tempohatz. Gewann 1980 in Lake Placid Anatoli Aljabjew die olympische 20-km-Konkurrenz noch in 1:08,16,31 Stunden, so sind heute Zeiten von weniger als einer Stunde Normalität. Rund fünf Minuten sparen die Biathleten neuerdings auf der 10-km-Distanz ein. Reine Laufzeiten (also ohne die aus Fehlschüssen resultierenden Aufschläge) von 55 Minuten über 20 und gar 26 Minuten über 10 Kilometer sind bei optimalen äußeren Bedingungen für die Weltklasse schon Alltag.

Zu diesen Spitzenläufern zählt auch der dreifache Weltmeister dieses Jahres, Frank-Peter Roetsch aus Zinnwald. „Ich war auch als ‚Klassiker' schon einer der besten Renner, doch im Skatingschritt fühle ich mich noch wohler. Da ich ausgeprägte koordinative Fähigkeiten besitze, mit 1,75 m auch nicht gerade ein Riese bin, ist mir diese Gangart, die eine exakte Bewegungsmotorik erfordert, wie auf den Leib geschneidert. In meinem Training spielt der Diagonalschritt nur noch eine untergeordnete Rolle – eigentlich habe ich nur noch gewachste Skier unter den Füßen, wenn ich wandere."

Roetsch meint, daß die heutige Biathlon-Generation vorerst an einer Tempogrenze angelangt ist. „Zeiten von 50 Minuten über 20 Kilometer beispielsweise halte ich für glatte Utopie. Das wird eventuell mal was für die heutige Spartakiade-Generation. Uns könnten nur revolutionäre Veränderungen an der Laufsohle der Skier oder andere Materialkniffe zu solchem Tempo verhelfen."

Es ist ja so, daß der Biathlet auch noch schießen muß. In den Gründerzeiten des physisch anspruchsvollen Schlittschuhschritts überkam ihn vor allem im Stehendschießen manchmal das große Zittern in den Beinen. Dafür erfanden die Athleten den Begriff „Nähmaschine". Diese muskulären Turbulenzen gelten auch heute noch nicht als gänzlich überwunden. „Als idealer Puls wird die Spanne zwischen 180 beim Anlaufen und 130 beim Verlassen des Schießstandes angesehen", erklärt das Roetsch. „Skating führte anfangs dazu, daß wir übertourt an den Stand kamen. Mittlerweile haben wir den goldenen Mittelweg entdeckt. Die ‚Nähmaschine' in den Beinen ist ruhiger, erträglicher geworden." – Beim Weltcup-Halali in Lillehammer haben der Oberhofer Matthias Jacob und auch der neuerliche Cupgewinnner Roetsch die 20 Kilometer in der puren Laufzeit von weniger als 54 Minuten bewältigt. Werden die Biathleten nicht schon jetzt immer schneller?

Hans Richard Vollbrecht, Wulf Fischer

Staffeln im Schlittschuhschritt. Im Gedränge größere Risiken als beim „klassischen" Laufen (rechts). Auch Stürze bleiben nicht aus (unten) – aber die im Skating perfekten und kämpferisch starken sowjetischen Mädchen siegten trotzdem.

Fotos: Klaus Schlage (5), Wolfgang Thieme (2)

Die bequemen Entdecker

Transsibirische Eisenbahn, ein abgeschlossener Kosmos auf Rädern. Wir fahren bereits den vierten Tag. Alle paar Stunden tauchen Bahnstationen auf. Kleine wie Wagai, geht die Sonne auf. Tarrara-tarrara-bsching.

1891 begann der Bau des längsten Schienenweges der Welt. Jeder Kilometer, den wir jetzt fahren, ist bitter bezahlt. Im Eisenbahn-Museum Wladiwostok ist zu lesen: „Innerhalb der Zeit vom November 1901 bis zum April 1904... sind von 20 000 Arbeitern 14 000 erkrankt oder von Unfällen betroffen worden; 1871 schwere Unfälle, davon 38 tödlich, 183 durch Absturz, 855 durch niederstürzendes Gestein und 225 durch Dynamitsprengungen verursacht, 2900 innere Erkrankungen, wovon 160 tödlich, durch Schlägereien 5 Tote und 257 Verletzte...“ Eine Chronik des Schreckens. Tarrara-tarrara-bsching.

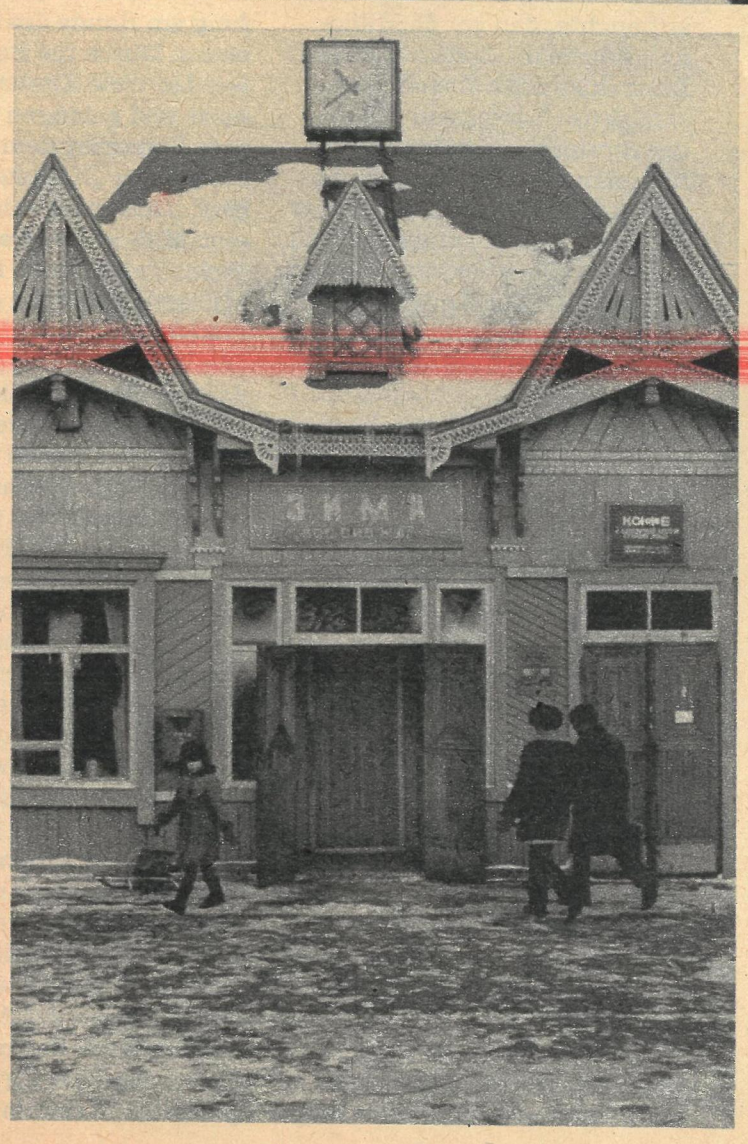
Transsib, wir fahren bereits den vierten Tag. Längst sind alle im Wagen miteinander bekannt. Da ist der Betriebsdirektor, der nachts zum Gotterbarmen hustet, dort die nette Verkäuferin, die ihren Sohn in Irkutsk besucht. Direkt neben uns im Abteil wohnt ein junges, verliebtes Ehepaar. Man sieht sie selten. Ein unsichtbares Schild hängt an der Tür: Bitte nicht stören! Je nach Temperament vertreibt man sich die Zeit mit Gesprächen, Schachspielen, Aus-dem-Fenster-Schauen, Buchlesen, Musizieren, Teetrinken. Früher wurde gern auch etwas Schärferes getrunken. Tarrara-tarrara-bsching.

Was, schon wieder Mittag? Ab in den Speisewagen. Rumpsteak mit Zwiebeln. Vorher Soljanka und hinterher Kompott. Und während sich friedlich der Magen füllt, fahren unsere Augen in der Landschaft spazieren. Kann man bequemer Sibirien entdecken? Tarrara-tarrara-bsching.

Bernd Siegmund (Text)
Mattheus Engel (Foto)

Ischim, Mangut, belebte Inseln im weiten Meer der sibirischen Unendlichkeit. Und große wie Omsk, Nowosibirsk, Barnaul. 827 sind es insgesamt. Viel Raum verbleibt dazwischen. Für Wälder und Seen, für Felder und Gebirge. Längst hat das Rattern des Zuges von uns Besitz ergriffen, werden wir je wieder einschlafen können ohne dieses vertraute Geräusch? „... ganz anders klingt der Schall der russischen Bahnfahrt als bei uns: Tarrara-tarrara-bsching, tarrara-tarrara-bsching.“ So schrieb der große Egon Erwin Kisch.

Sieben Tage braucht der transsibirische Expreß von Moskau bis zum Stillen Ozean. Jeder Kilometer bringt uns dem Osten näher, dem fernen. Der Ural ist nach 1777 Kilometern erreicht, Swerdlowsk nach 1828, hinter Irkutsk steht die Zahl 5191 und Wladiwostok, die große Stadt am Meer? Sie liegt am Kilometerstein 9297! Das Ende der Welt. Nein, der Anfang. Im Osten


ЗИМА

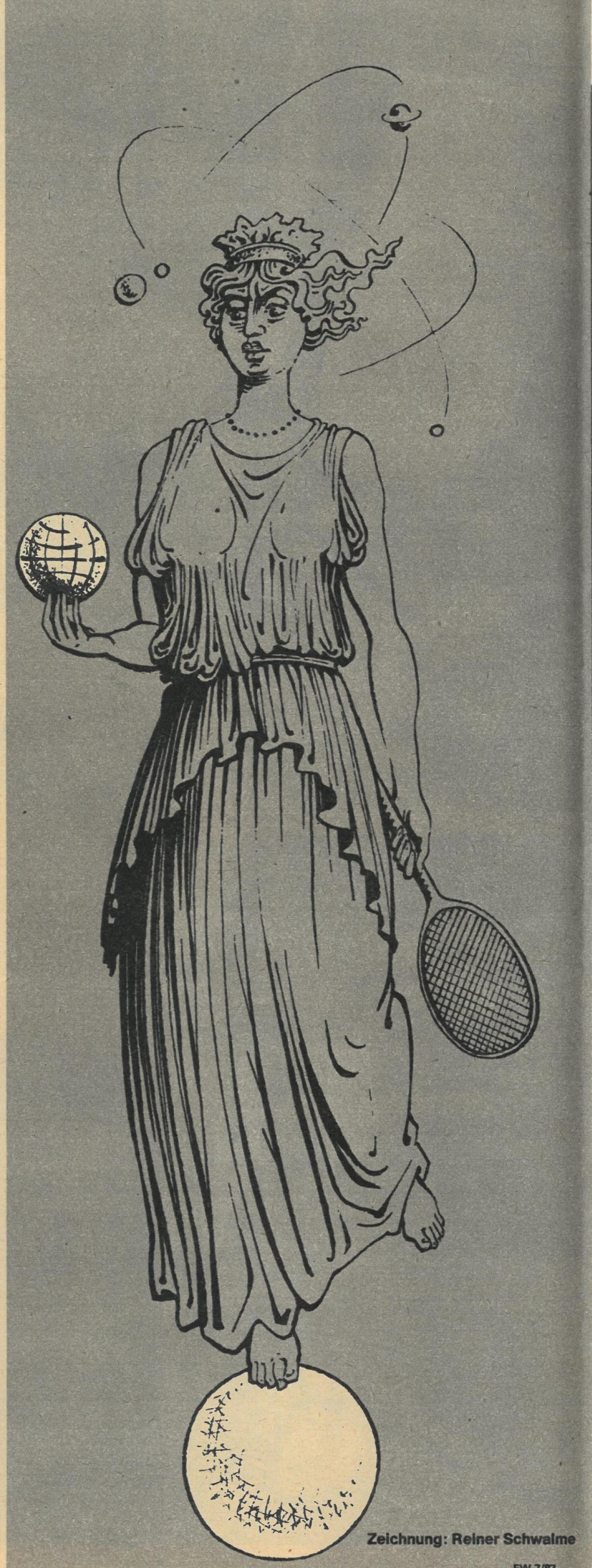
Die Forscher Rop und Sepkoski, zwei Paläontologen von der Universität Chicago, fanden heraus, daß in den letzten 250 Millionen Jahren etwa 3500 Arten der Fauna ausgestorben sind. Da von ihnen bisher keine Fossilien gefunden werden konnten, müßten sie durch äußere Ereignisse vernichtet worden sein. Die Wissenschaftler waren erstaunt, als sie eine Regelmäßigkeit in der Wiederholung der Katastrophen entdeckten: Alle 26 Millionen Jahre träten diese Erscheinungen auf. Physikalische und biologische Prozesse auf dem Planeten mit einem derartigen Zyklus sind unbekannt. Daher schließen einige Gelehrte daraus, daß die Ursache dafür außerhalb der Erde – im Sonnensystem, in der Galaxis oder darüber hinaus – gesucht werden müßte. Astronomen und Physiker schalteten sich nun aktiv in die Forschungsarbeit ein. Rasch fanden sie eine ganze Reihe möglicher Erklärungen für die Periodizität irdischer Katastrophen.

Gewaltige Staubmengen in der Stratosphäre

Die Neugier der Wissenschaftler war schon 1980 stark angeheizt worden, als die Hypothese auftauchte, daß vor 65 Millionen Jahren die Erde mit einem Asteroiden oder Kometen zusammengestoßen sein soll. In der Stratosphäre seien daraufhin solch gewaltige Staubmengen aufgetreten, daß der Planet für lange Zeit in Dunkel gehüllt war. Die Klimaverhältnisse und der Zustand der Umwelt änderten sich sprunghaft; viele Formen irdischen Lebens wurden vernichtet.
Spuren dieser Katastrophe sind die dünne Ablagerung von Ton, durch die das Quartär vom Tertiär „getrennt“ ist. Diese Schicht enthält Iridium in großer Konzentration, ein Metall, das selten auf der Erde, aber im Überfluß dafür bei kosmischen Objekten zu finden ist. Der amerikanische Wissenschaftler Alvarez schlußfolgert, die Tonschicht enthalte Bruchstücke jenes außerirdischen Himmelskörpers, die sich damals im Moment des Zusammenstoßes bildeten. Zur gleichen Zeit verschwanden auf der Erde über 75 Prozent aller Arten von Lebewesen, unter ihnen die Dinosaurier.
Diese Hypothese ist verlacht, bestritten und auch bestätigt worden. Sie veranlaßte zu sorgfältiger Untersuchung der Periodizität von Katastrophen auf der Erde.
Existiert außerhalb der Erde tatsächlich eine Kraft, die auf unseren Planeten so stark Einfluß nimmt, daß sie in die Evolution eingreift?

Kometenstürze für eine Million Jahre

In das Zentrum der Aufmerksamkeit der Wissenschaftler rückte folgende Theorie: Unsere Sonne – sie wird gewöhnlich für einen Einzelstern gehalten – soll in Wirklichkeit ein Stern eines Doppelsterns, eines sogenannten „binären Systems“, sein. Einige Forscher aus Kalifornien und Princetown schlugen vor, den zweiten Stern „Nemesis“ zu nennen. Sie spielten damit auf jene griechische Göttin an, die zu reiche, zu stolze und zu mächtige Menschen verfolgt. Andere Teilnehmer schlugen dagegen den Namen „Stern des Todes“ vor. Der Stern – so behaupten die Forscher – bewegt sich auf einer stark ausgedehnten Umlaufbahn, die einmal innerhalb von 26 Millionen Jahren recht nahe an der Sonne vorbeiführt. An diesem Punkt tritt der Begleitstern in die sogenannte Oort-Wolke ein, das ist eine lockere Kometenanhäufung am Rande des Sonnensystems. Durch die Begegnung werden viele Kometen abgelenkt und gelangen in das innere Sonnensystem. So entsteht ein wahrer „Kometensturzregen“. Dieser soll mindestens eine Million Jahre anhalten. In dieser Zeit können über eine Milliarde Kometen das Sonnensystem durchrasen!
Die Wissenschaftler meinen, daß der Begleiter sich vor etwa 4,5 Milliarden Jahren zusammen mit der Sonne und den Planeten gebildet habe. Möglicherweise existiert er bis auf den heutigen Tag. Nach Schätzungen schwankt seine Masse von einem Drittel bis zu einem Zwanzigstel der Sonnenmasse. Die Wissenschaftler vermuten auch, daß „Nemesis“ sich eines Tages aus unbekannten Gründen vom Sonnensystem losgerissen hat und seitdem auf einem anderen, sehr großen Orbit kreist. Entsprechend den Keplerschen Gesetzen nimmt die Geschwindigkeit von „Nemesis“ mit seiner Entfernung von der Sonne ab und werde deshalb sehr von der Anziehungskraft anderer Sterne beeinflußt. Deren Einwirkung ist nicht so groß, um „Nemesis“ von der



Zeichnung: Reiner Schwalme

Im Laufe von Millionen Jahren sind viele Arten der Tiere ausgestorben, wie zum Beispiel die Dinosaurier. Dafür gibt es viele Theorien. Jüngst wurde deren Zahl durch eine neue vermehrt. Ein Doppelstern unserer Sonne sei für die bislang ungeklärten Katastrophen in der Fauna unseres Planeten verantwortlich. Der sowjetische Astrophysiker O. Dobrowolski äußert sich zu dieser Sensationshypothese.

Der böse Sonnenzwilling

Sonne zu lösen, doch könnte er in den Milliarden Jahren seiner Existenz die Umlaufbahn geändert haben. Noch stärkeren Einfluß auf seine Bewegung könnte der Durchgang des Sonnensystems durch gigantische interstellare Wolken von Gas und Staub haben. Wenn der „Stern des Todes" tatsächlich existiert, dann wird seine Umlaufbahn nach weiteren Milliarden Jahren derart gekrümmt sein, daß er unser Sonnensystem für immer verläßt.

Während die Wissenschaftler alle Für und Wider abwägen, „kämmen" die Anhänger dieser exotischen Theorie mit beneidenswerter Hartnäckigkeit den Himmel auf der Suche nach dem geheimnisvollen Begleiter der Sonne durch. Der kalifornische Forscher Muller setzt dafür beispielsweise ein automatisches Teleskop im Universitätsstädtchen Berkeley ein. „Wenn der Stern dort ist", erklärte Muller selbstbewußt, „dann finden wir ihn auch im Laufe eines Jahres."

Lebenspfeile im Weltall

Akademiemitglied Professor O. Dobrowolski auf Fragen von Journalisten:

Hat man den „Stern des Todes" inzwischen gefunden?

Nicht, daß ich wüßte.

Also wird die Sensationshypothese gegenstandslos?

Ganz so schnell würde ich sie nicht abtun. Natürlich war die Prognose zu optimistisch, den mysteriösen Stern innerhalb eines Jahres ausfindig zu machen. Dauert doch die Suche nach kosmischen Objekten, deren Existenz theoretisch begründet ist, mitunter Jahrzehnte. Außerdem ist die Theorie der Herkunft von Kometen, ihr Einfluß auf die Erde, bislang nur schwach ausgearbeitet.

Man muß jeder neuen Idee mit Interesse und Aufmerksamkeit begegnen, was Vorsicht jedoch nicht ausschließt.

In der Hypothese der amerikanischen Wissenschaftler ist allerdings folgender Umstand eigenartig: Der geheimnisvolle Stern wird mit solchen Eigenschaften versehen, daß man ihn praktisch nicht entdecken kann. Er ist ein schwächlicher Zwergstern mit unbekannten Orbitparametern, weit entfernt von der Sonne... Wahrhaft ein Unbekannter mit vielen Unbekannten!

Doch es hat den Anschein, als müsse tatsächlich etwas existieren, wenn die These von den periodisch auftretenden Katastrophen auf der Erde richtig ist, die von den Paläontologen aufgestellt wird. Aber dieses Etwas läßt sich gegenwärtig nicht beobachten.

Die periodisch auftretenden Kometeneinfälle aus dem Kosmos bedürfen aber einer Erklärung. Zu welcher Theorie neigen Sie?

Ich bin ein Vertreter jener Konzeption, derzufolge die Sonne auf ihrer ständigen Bewegungsbahn um das Zentrum der Galaxis mitunter in umfangreiche Wolken aus interstellarer Materie gerät. Der Orbit unseres Tagesgestirns ist gut erforscht: Man weiß, daß die Sonne einen galaktischen Gürtel – die uns sichtbare Milchstraße – durchquert, in dem viele solcher Gas-Staub-Wolken konzentriert sind. Den periodischen Kometenregen kann man auch durch die Wechselwirkungen zwischen ihnen und der Sonne erklären.

Was geschieht in einem solchen Moment mit den Begleitern der Sonne, den Planeten, zu denen die Erde gehört?

Dieser „Moment" dauert eine Ewigkeit – etwa eine Million Jahre. Die Wechselwirkung von Wolke und Sonne kann zweiseitig sein. Findet eine frontale Begegnung statt und in der Wolke sind genügend große Objekte vorhanden, beginnt ein direktes Bombardement der Planeten und ihrer Begleiter. Da sich die Sonne lange in dieser Stellung befinden kann, ziehen sich die mit dem Bombardement zusammenhängenden Unannehmlichkeiten Hunderttausende von Jahren hin. Wahrscheinlicher jedoch ist, daß das Sonnensystem nur am „Nebel" vorbeizieht. Auch dann ist der Endeffekt – ein Beschuß der Planeten durch Kometen – der gleiche. In diesem Fall wirkt die Gas-Staub-Wolke indirekt über die „Oort-Wolke" auf unseren Planeten ein. Sorgfältige theoretische Berechnungen und mathematische Modelle bestätigen, daß ein Teil der Kometen aus der Wolke in den Weltraum fliegt, ein anderer Teil dagegen dem Zentrum des Sonnensystems zu. Das beweist mit hinlänglicher Überzeugungskraft die Entstehung von Kometen. Aus diesem Grund, fürchte ich, wird sich die Suche nach „Nemesis" hinziehen.

Ein weiterer Umstand verringert die Chance, „Nemesis" zu entdecken. Der Stern bewegt sich, wie angenommen wird, vorwiegend in sehr großen Entfernungen von der Sonne. In einem solche Falle hätte die Stärke des gesamtgalaktischen Gravitationsfeldes längst auf diesen Stern Einfluß nehmen müssen. Sein Weg, nahe an anderen Sternen und an Gas-Staub-Nebeln vorbei, hätte nicht ohne Folgen bleiben können. Der Orbit von „Nemesis" wäre dadurch derart geändert, daß er sich schon unwiederbringlich von der Sonne gelöst hätte.

Kometen sind keine Mörder

Das Fesselndste an der Hypothese vom „Stern des Todes" ist wohl die Wirkung der Kometen auf das irdische Leben?

Obwohl ich kein Paläontologe bin, erlaube ich mir anzunehmen, daß nicht Zusammenstöße der Erde mit Kometen Ursache für das massenweise Aussterben von Lebewesen waren, sondern daß ein anderer bedeutender Evolutionsfaktor im Spiel gewesen sein muß. Ich bin überzeugt, Kometen sind keine „Mörder", vielmehr in gewissem Maße Träger des Lebens. Im interstellaren Raum herrschen zwar Temperaturen nahe dem absoluten Nullpunkt. Man könnte also annehmen, daß dort keinerlei Leben mehr existiert. Jedoch fördern auch derartige Bedingungen, daß sich viele chemische Verbindungen bilden. So wurden in dem scheinbar leblosen Raum außerordentlich komplizierte organische Moleküle und sogar Aminosäuren – die Grundbausteine der Eiweiße und des Lebens – entdeckt. Als die Kometen entstanden, gelangten diese organischen Stoffe natürlich in die Kometenkerne. Der Zusammenstoß eines Kometen mit der Erde oder einem anderen Planeten könnte die Entstehung des Lebens beeinflußt haben.

Viele Wissenschaftler meinen, daß die Verwüstungen in Sibirien an der Tunguska im Jahre 1908 nicht von einem Meteoriten, sondern einem Kometen hervorgerufen wurden. Könnten von Kometen ernsthafte Folgen für das Leben auf der Erde ausgehen?

Das Gewicht jenes Objektes, das vor knapp 80 Jahren auf russischem Gebiet niedergegangen ist, betrug etwa hunderttausend Tonnen. Wie wir wissen, hat nur ein winziger Abschnitt der Erde Schaden genommen. Selbst bei einem Zusammenstoß mit einem so großen Kometen wie dem Halleyschen, der sich im vergangenen Jahr der Erde näherte, entstünde für unseren Planeten kaum Gefahr.

(Nach Veröffentlichungen in „Science news" und „Literaturnaja Gaseta".)

Eine Beitragsfolge
von Jürgen Jessel 7

MIT DOPPELTE

Als die Petersburger Polizei den Rechtsanwalt Uljanow fragte, was er denn im Ausland zu suchen habe, gab er zu Protokoll, er wolle sich von einer eben überstandenen Lungenentzündung erholen. Die Polizei glaubte ihm kein Wort. Dennoch fertigte der Stadthauptmann den beantragten Paß aus, datiert vom 15. März 1895. Gleichzeitig meldete die Polizei dem „Chef der Auslandsagentur" Ratschkowski, daß der „unter geheimer Polizeiaufsicht" stehende Uljanow das Land zu verlassen beabsichtige: „Nach den im Polizeidepartment vorliegenden Angaben befaßt sich genannter Uljanow mit sozialdemokratischer Propaganda in den Petersburger Arbeiterzirkeln, und das Ziel seiner Auslandsreise besteht in der Erkundigung von Methoden, revolutionäre Literatur ins Reich einzuführen und Verbindungen der revolutionären Arbeiterzirkel mit Emigranten im Ausland herzustellen." Des Zaren berüchtigte Geheimpolizei, das muß man ihr lassen, war exakt informiert.

„Indem ich Sie von selbigem in Kenntnis setze", schrieb Polizeidirektor Petrow an Ratschkowski, „ersuche ich Sie, die Tätigkeit und die Auslandsbeziehungen Wladimir Uljanows unter sorgfältige Beobachtungen zu stellen und über die Ergebnisse Meldung zu erstatten." Damit hatte Uljanow gerechnet.

Die Lungenentzündung war nicht erfunden. Aber natürlich hätte er sich auch in Rußland erholen können. Uljanow hatte die Zeit der Krankheit genutzt und den dritten Band des Marxschen „Kapital" gelesen, die deutsche Ausgabe. Die Arbeiterzirkel in der Newski-Vorstadt und im Hafen der Wassiljewski-Insel allerdings mußten einige Zeit ohne ihren beliebtesten Lektor auskommen. Er sprach stets frei, ohne „Zettelwirtschaft", erklärte komplizierte Dinge mit einfachen Worten und forderte seine Zuhörer ausdrücklich zum Widerspruch heraus. Das wußten die Arbeiter zu schätzen. Uljanow war erst fünfundzwanzig Jahre alt, aber er war schon auf dem Weg, Lenin zu werden.

Ende Juli 1895 kommt Uljanow aus der Schweiz nach Berlin und mietet ein Zimmer bei Frau Kurreik in Moabit, Flensburger Straße 12, zwei Treppen. „Ich bin hier recht gut untergekommen", schreibt er der

W. I. Lenin schrieb im Jahre 1895 aus Berlin Briefe an die Mutter.

Mutter, und wenn er schreibt, gedenkt er stets der heimischen Postüberwachung, man merkt es den Briefen an, „es sind nur wenige Schritte bis zum Tiergarten (einem herrlichen Park, dem schönsten und größten von Berlin), zur Spree, in der ich täglich bade, und zur Stadtbahnstation ..." Aber das Leben in Berlin hat auch seine Tücken. „In der Sprache bin ich sehr schwach", klagt Uljanow, der fließend deutsch liest. „Das Umgangsdeutsch verstehe ich ungleich schlechter als das Französische. Die Deutschen haben eine so ungewohnte Aussprache, daß ich nicht einmal bei öffentlichen Reden die Wörter richtig verstehe."

Zu lesen macht Uljanow keine Mühe. Stunden, vermutlich ganze Tage sitzt er in der Königlichen Bibliothek am Opernplatz. Fleißige Forscher haben Jahrzehnte später die Ausleihregister durchforstet und tatsächlich entdeckt, was Wladimir Ulianoff – so schreibt er sich in Berlin – gelesen hat, nämlich vorwiegend Bücher liberaler russischer Autoren, die sich mit der Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert beschäftigen und sämtlich im Ausland erschienen sind. Die Titel lauten beispielsweise: Die Wahrheit über Rußland, Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland, Reformen in Rußland. Selbstverständlich findet sich solcher Lesestoff in keiner Petersburger Bibliothek, und Uljanow nutzt die günstige Gelegenheit in Berlin. Sicher ist, daß er hier auch Engels' Schrift „Die preußische Militärfrage und die deutsche Arbeiterpartei" gelesen hat, ebenso Marx' Streitschrift „Herr Vogt". Daß sozialdemokratische Zeitungen zu seiner täglichen Lektüre gehören, versteht sich von selbst. Als seine Wirtin, die gute Frau Kurreik, in seinem Zimmer den „Vorwärts" entdeckt, macht sie ihren Untermieter darauf aufmerksam, daß der Kaiser diesem Blatt „sehr böse" sei.

Aus jenen Tagen ist ein Theaterprogramm auf uns überkommen. Das liest sich so: Alexanderplatz-Theater – Liane, die zweite Frau; Neues Theater – Tata-Toto; Theater Unter den Linden – Die Schwätzerin von Saragossa; Apollo-Theater – Ein Abenteuer im Harem. Und von der Sorte mehr. Aber im Deutschen Theater spielt man Donnerstag, dem 8. August 1895, Hauptmanns „We-

EM BODEN

Café Bauer
Unter den Linden/Ecke Friedrichstraße.

ber". Uljanow kennt das Stück fast auswendig, gerade vor seiner Abreise hat seine Schwester Anna die „Weber" ins Russische übersetzt, und der Bruder hat die Übersetzung korrigiert. Trotzdem bleibt der Theaterabend für Uljanow nicht frei von Enttäuschung. „Obwohl ich vor der Aufführung das ganze Drama nochmals gelesen hatte, um der Vorstellung folgen zu können, habe ich nicht alles mitbekommen." Der Verdacht liegt nahe, daß sich die Schauspieler des Lokalkolorits wegen des schlesischen Dialekts bedienten.

Zur Beruhigung der Petersburger Polizei meldet Uljanow der Mutter, daß er die ärztlichen Anordnungen befolge und im übrigen das Leben eines Vergnügungsreisenden führe: „Abends schlendere ich gewöhnlich durch die Gegend, studiere die Berliner Sitten und gewöhne mich an die deutsche Sprache... Die Berliner Sehenswürdigkeiten besuche ich wenig: im allgemeinen sind sie mir ziemlich gleichgültig... Überhaupt gefällt mir ein Bummel auf verschiedenen Volksfesten und Volksbelustigungen mehr..." Von Volksversammlungen kein Wort. Am Sonnabend, dem 3. August, kündigt eine Annonce im „Vorwärts" an: „...abends 1/2 9 Uhr im Saale des Herrn Spitzig, Frankfurter Allee 193, öffentliche Volksversammlung... Zur Deckung der Unkosten findet Tellersammlung statt. Der Vertrauensmann." Diese Versammlung besucht Uljanow. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Stadthagen spricht über das Agrarprogramm seiner Partei, das er für überflüssig hält. Da ist Uljanow ganz anderer Meinung. Das Haus, in dem sich einst Herrn Spitzigs Lokal befand, steht heute noch, Frankfurter Allee 102.

„Ich habe mich schon so eingelebt, daß ich mich fast wie zu Hause fühle", schreibt Uljanow der Mutter Anfang September. Trotzdem denkt er an Abreise und fragt daheim an, was er denn mitbringen soll. Für sich muß er einen Koffer besorgen. Aber den kauft er nicht im Geschäft, den bastelt ihm ein sozialdemokratischer Buchbinder, keine Dutzendware, ein schönes Stück aus hellbraunem Leder und mit doppeltem Boden. Was will Uljanow verstecken? Bücher, nichts als Bücher. Was Berlins Schaufenster bieten, läßt den bescheidenen jungen Mann kalt. Nur in den Buchhandlungen unterliegt er der Versuchung. Hat sich sogar von der Mutter noch Geld schicken lassen.

Die russischen Zollbeamten auf der Grenzstation Wershbolowo betasten und beklopfen Uljanows Koffer von allen Seiten, entdecken aber nichts, und der Vorsteher der Grenzstation schreibt den fälligen Report an das Polizeidepartment: trotz sorgfältigster Durchsuchung des Gepäcks nichts Verdächtiges gefunden.

Erleichtert schleppt Uljanow seinen schweren Koffer in den Zug nach Petersburg.

Fotos: Archiv/APN

Platz vor dem Schloß: Nach der Arbeit in der Königlichen Bibliothek unternahm Lenin Streifzüge durch die Stadt.

Jeder von ihnen hält ein Kleinod in der Hand – Geigen, Viola, Cello, Kontrabaß stammen aus der Barockzeit, Flöten, Oboen, Fagott sind alten Instrumenten originalgetreu nachgebaut. Ältestes Stück aus der fünfköpfigen Familie der Violinen ist das Werk eines Tiroler Meisters um 1700, das Violoncello, ebenfalls aus Tirol, zählt mehr als 300 Jahre. Ein flämisches Cembalo aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, nachempfunden von der Leipziger Instrumentenbauerin Renate Ammer, begleitet das Orchester mit hellem Timbre. Was sein Spieler, Miklós Spanyi, aus diesem Instrument an Tönen hervorzauberte, begeisterte die Zuhörer.

Von Monteverdi bis Mozart, von der Frühklassik bis zum Barock – so lautet ihr Generalprogramm. Die jungen Musikanten auf ihren altehrwürdigen Instrumenten füllen es mit Schwung und Sensibilität voll aus. Für das Schauspielhaus wählten die Saverianer die Konzerte C-Dur und g-Moll und die Sinfonia G-Dur des Venezianers Antonio Vivaldi (1678–1741), die Suite e-Moll aus der „Tafelmusik" des Magdeburger Georg Philipp Telemann (1681–1767) und die geistlichen Kantaten aus des Ungarn Pál Esterházy (1635–1713) „Harmonia Caelestis", Werke, die die thematische und instrumentale Breite und Vielseitigkeit des Orchesters vorführten. Da vereinten sich der Silberklang der Violinen, das Näseln der Viola da Gamba und das Schwingen der angerissenen Cembalosaiten mit den kecken Stimmen der Traversflöten zu glanzvoller Harmonie. Eindrucksvoll das Spiel der Violinisten, bestechend die ausdrucksstarke Leistung der Sopranistin Mária Zádori, die die kleinen Kantaten aus der „Harmonia Caelestis" mit glokkenreiner Stimme sang. Orchesterleiter Pál Németh dirigierte sein Ensemble vom Cembalo aus oder als Flötist. Sein eigentliches Instrument, Nachbildung einer Brüsseler Querflöte aus dem Jahre 1730, beherrscht er meisterlich. Aber er ist nicht nur Virtuose, sondern auch Kenner und Entdecker von Musikliteratur des 17. und 18. Jahrhun-

Sie kamen aus dem westungarischen Szombathely, wo ein spätbarocker Dom neben einem verfallenen Isistempel aufragt, wo die alten Römer die ansässigen Pannonier einst besiegten und die Stadt Savaria gründeten. Hier hatten sie, junge Orchestermusiker, Lehrer und Studenten vor sechs Jahren die Idee, ihre

Capella Savaria

ins Leben zu rufen, ein Orchester, das sich ausschließlich der Interpretation musikalischer Schöpfungen des 17. und 18. Jahrhunderts widmen wollte. Mit ihrer Spielfrische und Musizierfreudigkeit, ihrem Können, ihrem Charme eroberten sie seither ein internationales Publikum. Im festlichen Berliner Schauspielhaus wurden sie wärmstens aufgenommen.

derts und Lehrer am Konservatorium seiner Heimatstadt Szombathely. Die Ferenc-Liszt-Musikakademie Budapest zeichnete ihn zweimal mit Diplomen aus. Gastspiele führten die Saverianer in zahlreiche Länder Europas. In Berlin musizierten sie das erste Mal. „Wir hatten nicht damit gerechnet, das erste Konzert unserer DDR-Tournee gleich im 750jährigen Berlin zu geben", sagte Pál Németh zu uns, „deshalb waren wir ein bißchen nervös, aber das legte sich angesichts dieses schönen Hauses. Für uns ist es schon ein großes Erlebnis, hier musizieren zu können."

Helmut Zemke

Die Hände der Musiker: Pál Németh mit der Traversflöte (links oben), György Janzsó mit dem Kontrabaß (rechts oben) und Miklós Spanyi auf dem Cembalo (rechts unten).

Fotos: Volker Hohlfeld

Käthe Kollwitz. 1867—1945
Vor sechzig Jahren reiste sie nach Moskau

Zurück wie ausgelüftet

Am Abend des 13. November 1927 treffen sich in Moskau sowjetische Künstler mit ihren ausländischen Gästen, mitten unter ihnen Käthe Kollwitz (links). Anregung und Skizze zu ihrer Lithografie „Zuhörende" (1927) brachte sie von der Revolutionsfeier in einem Moskauer Theater mit (unten).

Die Weißenburger Straße war keine Adresse für vornehme Leute. Kaum, daß sie zu Berlin gehörte, Berlin N, nördlicher Stadtrand. Eine Petition aus der Schönhauser und Prenzlauer Vorstadt an die Stadtverordnetenversammlung beschwert sich 1897: Hunderte Geschäftswagen und Omnibusse „veranlassen nun auf dem hervorragend schlechten Pflaster" unzumutbare Geräusche, man möge diesem Übelstand mit anständiger Pflasterung abhelfen.

Der Lärm wird auch im dritten Stock des Eckhauses Nr. 25, am Wörther Platz, verwünscht worden sein. Vor sechs Jahren hatte Dr. Karl Kollwitz, Armenarzt, zuständig für die Krankenkasse der Schneider, seine schöne junge Frau Käthe, geborene Schmidt aus Königsberg, in die gemeinsame Wohnung geführt. Nun spielen schon die Söhne Hans und Peter auf dem kleinen Balkon am Eckzimmer.

Ein halbes Jahrhundert lang soll die Weißenburger 25 der Platz sein, von dem aus Käthe Kollwitz tätig teilnehmend die Welt betrachtet, die der Proletarier von Berlin N und die weitere, die weite Welt. Der Blick auf die Welt der Arbeiter, Form geworden in einem Lebenswerk, hat ihr Berühmtheit, Verehrung, Liebe eingebracht. Die Dargestellten selbst sind verständigste Kenner Kollwitzscher Kunst. Für zehn, zwölf Mark ist bei Ausstellungen im Kaufhaus Wertheim ein signiertes Blatt zu haben, zahlbar in wöchentlichen Raten.

Der Blick auf die weitere Welt, gespiegelt mehr im Schriftlichen als in Grafik und Plastik, geht immer öfter nach Osten. Am Silvesterabend 1917, Grund zu Ausgelassenheit darf bei ihresgleichen, Millionen in Europa, nicht vermutet werden, sitzt die Fünfzigjährige vor dem Tagebuch. „Was hat dies Jahr gebracht! Was hat es genommen? Es hat nicht den Frieden gebracht. Es hat immer genommen und genommen. Menschen genommen und Glauben genommen. Hoffnung

genommen. Kraft genommen." Die Kollwitz ist müde, der Tod des achtzehnjährigen Peter auf einem flandrischen Schlachtfeld, seit dem Oktober des ersten Kriegsjahres wird er der so Mütterlichen für immer schmerzhaft gegenwärtig sein. „Gegeben hat es neue Ausblicke durch Rußland. Von da ist etwas Neues in die Welt gekommen, was mir entschieden vom Guten zu sein scheint." Käthe Kollwitz lernt das Land Dostojewskis, Tolstois, Gorkis, dem sie sich schon als Mädchen verwandt fühlte, vorerst nicht kennen. Der Krieg hat alle abenteuerlichen Reisepläne früherer Jahre zerschlagen.

1921 entsteht die Internationale Arbeiterhilfe. Dürrekatastrophe an der Wolga, Hunger, Lenin hatte zur Solidarität aufgerufen. Das Berliner Komitee sitzt nicht weit vom Wörther Platz: Rosenthaler Straße 38. Zu Fuß zu erreichen, wenn die Kollwitz ihre Lithografie für die Künstlerhilfe selbst hinbringen will. Weißenburger – Senefelderplatz – Schönhauser – Rosenthaler. „Die Russenhilfe. Arbeite mit den Kommunisten gegen den fürchterlichen Hunger in Rußland. Bin dadurch wieder ins Politische hineingezogen ganz gegen meinen Willen. Hab ein Plakat gemacht: einen zusammenbrechenden Mann, dem sich helfende Hände entgegenstrecken. Es ist gut – Gott sei Dank."

Drei Jahre später, September 1924: „Vormittag im Atelier Vogeler. Er kommt aus Moskau... Erzählt von der Vehemenz des Lebens dort ... sagte, er war in Deutschland so müd und hoffnungslos, in Rußland hat das Leben ihn wieder gepackt." Wenige Tage darauf bringt Otto Nagel die erste deutsche Kunstausstellung nach Moskau, später nach Saratow und Leningrad. Lunatscharski eröffnete sie am 18. Oktober im Historischen Museum. Voller Zorn, Schmerz und Hoffnung sei diese deutsche Kunst. Damit muß er die Kollwitz besonders gemeint haben. Ihre Blätter werden vom Publikum am herzlichsten aufgenommen, die gerade vollendete Holzschnittfolge „Krieg" ist für die Kritik „der clou der Schau". Nagel bekommt in Moskau ihren Brief: „Ich möcht doch sehr gern einmal nach Rußland gehen... Wie schön muß das sein. Aber hat man auch etwas davon ohne russisch zu können? Denken Sie, daß ich kein Wort russisch kann."

1926 gewinnen wieder Kollwitz-Blätter die Moskauer für sich. Auf einer internationalen Ausstellung revolutionärer Kunst des Westens sind sie das herausragende Ereignis. Dann werden in der Weißenburger Straße wirklich die Koffer gepackt. Drei sowjetische Künstler überbringen im August 1927 eine Einladung ihrer Regierung zu den Revolutionsfeierlichkeiten. „Lebt wohl, lebt wohl! Es geht los!" Der erste Bericht von zwei Moskauer Novemberwochen fällt dann so aus: „Wir kamen vor einer Woche zurück, ganz voll von Rußland, nur etwas kleinlaut, weil meinem Mann auf der Rückreise aus dem Schlafwagen ... seine Hose mit allem Geld gestohlen wurde. Und leider unvorsichtigerweise hatten wir viel mit. – Tausend Mark. Mit einer geliehenen Hose rückten wir dann in Berlin ein." Aber Moskau, Moskau war ein Erlebnis. Und fast wäre man noch in den Kaukasus gereist. Immer und immer wieder werden die beiden Kollwitz von der Reise erzählen. Das Tagebuch jedoch gibt keine weitere Auskunft. Tagebuch ist für Zeiten, wo es „hapert und heddert". Ein Dank am Jahresende ist alles, was wir noch erfahren: „... die Traurigkeit, die Alterstraurigkeit vom vorigen Jahr, hat nachgelassen. Das kommt von dem Wunderschönen, das wir gemeinsam haben erleben dürfen: im Frühling Ascona. Dann mein sechzigster Geburtstag mit all den Freuden ... und dann Rußland. Moskau mit seiner anderen Luft, so, daß Karl und ich wie ausgelüftet zurückkamen." Noch einmal tief ins Land hineinzugehen, an die Wolga, dazu hätte sie Lust, schreibt Käthe Kollwitz an Maxim Gorki.

Doch bei diesem einen Besuch soll es bleiben. Die große Ausstellung reist 1932 ohne die Künstlerin in die Sowjetunion. Dann die schwersten Jahre, unter faschistischem Druck treten Käthe Kollwitz und Heinrich Mann im Februar 1933 aus der Akademie aus. Ihr Heim fällt in Schutt und Asche.

Das Haus Nr. 25 fehlt noch immer in der Weißenburger, die heute Kollwitzstraße heißt. Eine Plastik, ihre Muttergruppe, steht jetzt dort.

Constanze Treuber

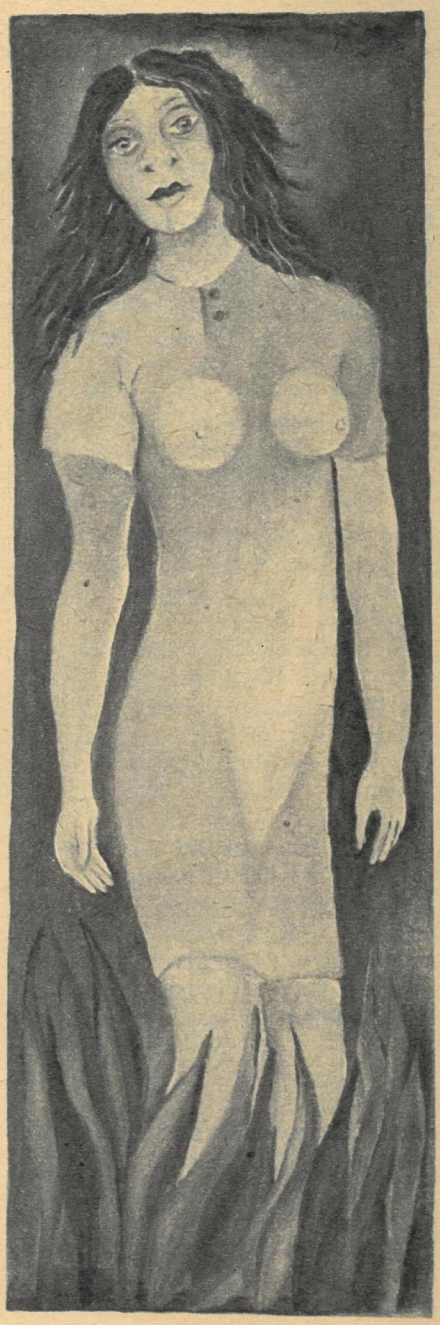
Selbstbildnis von 1927 (oben). „... meine Stellungnahme zu einem imperialistischen Krieg gegen Rußland zu dokumentieren, machte ich diese Litho ... ‚Wir schützen die Sowjetunion!'" (1932, unten).

Reproduktionen und Foto: Archiv, Akademie der Künste der DDR

Manuel Cofiño, geboren 1936 in Havanna, studierte Philosophie, Literatur und Gebrauchswerbung. Er schloß sich dem illegalen Widerstand gegen die Batista-Diktatur an und trat nach dem Sieg der Revolution der Miliz bei. Er arbeitete als Lehrer für Politische Ökonomie, als Mitarbeiter im Justiz- und im Kulturministerium und ist heute in der Leitung des Schriftsteller- und Künstlerverbandes tätig. Cofiño verfaßte mehrere Romane und Erzählungen. Seine Geschichte „Das Mädchen vom Fluß" zeichnet ein Bild voller widersprüchlicher Leidenschaften. Sie wurde von Hans-Otto Dill in den zweiten Band „Erkundungen" aus Kuba vom Verlag Volk und Welt aufgenommen, in dem sich 38 Autoren unterschiedlichster Handschrift mit Erzählungen aus den Jahren 1975 bis 1985 vorstellen.

Manuel Cofiño

Das Mädchen vom Fluß



Das Haus stand an den Hang gelehnt, der zum Fluß führt: eigenartig gestützt von Holzpfählen, die wie Hühnerbeine aussahen, und selbst jetzt – frei von Lianen und Unkraut, grün und weiß angestrichen und mit diesem angebauten Vordach – wirkt es noch sonderbar. Die Mechaniker kommen und gehen, ohne zu sehen, was ich sehe. Sie können es nicht. Sie kannten Lauda nicht. Aber ich, der ich sie hinter den Augenlidern mit mir trage, sehe sie lächeln zwischen Schatten und Glanz. Ich berühre meine Finger, die sich erinnern. Lauda ist ein Schmerz, der andauert.

Sie, die das schmale knappe Kleid glattstrich, die versuchte zu sprechen, zu erklären, und der Widerschein auf ihrem Gesicht, und sie schob sich die Haare aus der Stirn und ließ den Blick umherschweifen und sah wer weiß was und wer weiß wohin. Vielleicht den Weg, den die Zeit in der Luft verfolgt, den Weg, auf dem ich sie wiedersehen werde.

Die Gebietskrankenschwestern kamen bestürzt zurück und sagten: „Welch Grauen! Welche Rückständigkeit!" Und in dem Geschwätz und in den Ausrufen tauchten jeden Abend Lauda und Chana auf. Sie sprachen so viel von ihnen, daß ich mich entschloß, sie kennenzulernen.

Und nun sehe ich Lauda auf diesem Weg, den die Zeit verfolgt, in ihrem Baumwollkleid, unter jenem Sonnenschirm, im Fluß, am Ufer, die Landschaft mit ihrem Kräuterduft überflutend. Und ich sehe wieder ihren schmerzverzerrten Mund, ihr erloschenes Lächeln, ihren geschlagenen, zerkratzten, verlorenen Körper…

Damals gab es weder den Damm noch die Ebene, noch diese Werkstatt; und man mußte den Jeep verlassen, wo nun die Tanks stehen, und über einen Pfad hierher gelangen. Das Haus mit dem Zinkdach, umgeben von Lianen und Unkraut, dunkel und ruhig, schien im Raum vom Wogen der Zeit verlassen. Der Eingang war eine Öffnung, die mit einem Jutesack zugehängt war. Ich rief. Mir antworteten nur die Blätter und Zweige, die sich mit kratzenden Geräuschen am Holz rieben. Ich hob den Jutesack an. In einer Ecke, die ein dunkler Abgrund schien, bewegte sich ein roter Punkt, ein brennendes Auge, ohne Augenlider, und dahinter eine Gestalt, ein Schatten in der tiefsten Tiefe der Schatten. Ab und an flammte der rote Punkt auf und beleuchtete jenes Gesicht aus schwarzem schmelzendem Wachs, das einen herben Glanz in das Halbdunkel aussandte. Die Gestalt schaute, ohne zu sprechen, und wenn sie nicht rauchte, verschwand ihr Mund. Sie bewegte die Arme und den Kopf, aber sie wandte sich damit nicht an mich, sondern an jemanden, der neben ihr oder hinter ihr stand. Sie zerkaute den Tabak, spuckte aus, und mit Mühe stellte sie sich auf die Beine. Sie griff nach einem Bündel Zweige. Beim Laufen brummte sie, sauste die Luft, schlug auf das geronnene Halbdunkel ein. Sie näherte sich, und indem sie mir mit den Zweigen über den Körper fuhr, sagte sie: „Es ist gut, nicht widerspenstig zu sein."

Der Schweiß strömte über ihr Gesicht. Sie zündete wieder die Zigarre an und hielt das brennende Streichholz so lange, daß sie sich fast ihre langen schmutzigen Nägel verbrannt hätte. Sie blies mir den Rauch ins Gesicht. „Hierher kommt man und gehorcht. Nicht mir, sondern den Heiligen. Und wenn du wegen derselben Dinge kommst wie diese Krankenschwestern, dann geh wieder. Ich will sie nicht sehen. Sie fürchten, sich zu beschmutzen. Sie lassen sich weder mit dem Paradieszweig noch mit dem bitteren Besenginster berühren. Und um mit mir zu sprechen, muß man rein sein durch die Kräuter, das schafft die Grundlage zur Verständigung."

„Sehen Sie, wenn Sie mir erlauben, kann ich…"

„Nichts. Du kannst noch nichts."

„Lassen Sie mich erklären."

„Nicht nötig. Sieh, ich habe nur einen Arzt kennengelernt, der wirklich heilte; das ist Jahre her, und er heilte durch mein Chamäleon und meine Zauberei, durch meine Gebete und meine Kräuter. Wenn du wüßtest, was er geheilt hat, wenn du alles wüßtest, was die alte Chana weiß! Einmal habe ich…" Sie hielt inne. Sie wurde unruhig und sagte: „Geh jetzt. Geh jetzt besser."

Da hob sich der Jutesack, und mit dem Lichtstrahl trat ein langbeiniges Mädchen ein, mit schlanken Armen, schmalen schönen Hüften. In den Armen trug sie feuchte Kräuter.

„Guten Tag", sagte sie.

„Gehen Sie! Gehen Sie!" rief die Alte mir zu.

„Wer ist das?" fragte das Mädchen.

„Niemand. Das ist niemand."

Chana stieß mich zum Ausgang.

„Es ist besser, Sie gehen", sagte das Mädchen.

Ich ging hinaus in die brennend heiße Luft, durch die Sonne, die heiß auf das Gras schien. Ich entfernte mich auf dem Pfad, als ich in meinem Rücken Schritte und eine Stimme hörte.

„Machen Sie sich nichts draus. Sie ist sehr alt, aber sie ist nicht böse."

„Du bist Lauda?"

„Woher kennen Sie meinen Namen? Wer sind Sie?"

Sie sah mich neugierig an. Die Alte, die im Eingang des Hauses erschien, winkte und rief das Mädchen.

„Gehen Sie. Ich habe Angst, daß Großmutter mich ausschimpft."

„Ich muß Sie sehen."

„Warum?"

„Ich muß mit Ihnen sprechen. Morgen auf dem Weg nach La Rubia."

„Ich kann nicht. Ich weiß nicht."

Die Alte gestikulierte immer noch mit den Armen.

„Es ist wichtig, daß ich mit dir spreche."

„Es wäre nur bei Sonnenaufgang möglich, aber ich weiß nicht." „Ich warte an der Wegbiegung nach La Rubia auf dich, bei der Ceiba."

„Wir werden sehen, ob ich kommen kann. Nun gehen Sie."

Und sie ging den Pfad hinunter.

Gegen Abend versammelten wir uns, um die Impfung vorzubereiten. Später unterhielten sich die Krankenschwestern, sie waren empört, weil auf der Straße nach Mina Dora ein gewisser Eulalio die Frauen mißbrauchte. Mehrere Bauern hatten ihnen erzählt, daß zu einer Zeit, da Lauda kein Kind mehr war, aber auch noch keine Frau, Eulalio verlangt hatte, daß Chana ihm das Mädchen überließ, aber die Alte hatte sich geweigert. Man sagte auch, daß Lauda die Tochter einer Frau sei, die wohl aus der Stadt stammte. Eines Tages war sie in Chanas Haus gekommen, von wer weiß woher, damit diese ihr bei der Entbindung half, aber sie starb, und Chana behielt das kleine Mädchen.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich wachte auf und warf mich auf dem Lager hin und her; und die Augen Chanas und die Augen Laudas und jener orangegelbe Sonnenschirm, und der lästige Rauch und die langen und schmutzigen Nägel, die durch das Streichholz beleuchtet wurden; Chanas Starrsinn und Laudas Sanftheit, und jene dunkle, verfluchte, unerträgliche, verräucherte Hütte, angefüllt mit einem herben und säuerlichen Rauch.

Ich stand früh auf. Das Lager war in einen stillen Nebel gehüllt. Die großen Johannisbrotbäume dunkel und ruhig. Ich kam an der Wegbiegung nach La Rubia an, als der Nebel sich aus den Tälern löste. Die Pinien zeichneten sich gegen den heller werdenden Himmel ab. Am Hang wälzte sich ein Stutenfüllen mit glänzendem Fell im Tau. Ich hörte Geräusche und sah Laudas Haar wie einen Blitz, der durch die Baumstämme unterbrochen wird. In dem blauen Nebel lief die Flamme ihres Haares durch die Pinien.

Sie war außer Atem, und fast tonlos stieß sie ihre Frage hervor: „Was müssen Sie mir sagen?"

Illustration: Regine Röder

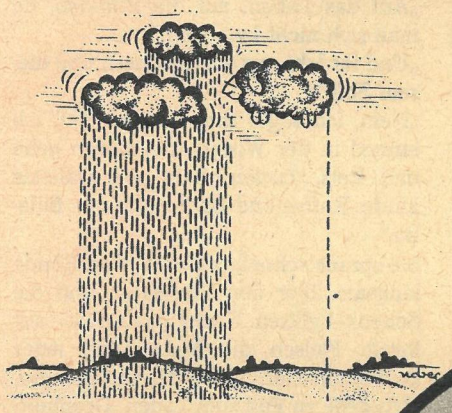
„Ruh dich erst einmal aus."
„Ich kann mich nicht aufhalten."
Sie senkte den Kopf und betrachtete ihre feuchten und zerkratzten Beine. Der Rock mit dem nassen Saum bedeckte ihre Oberschenkel halb, und mit den Händen versuchte sie ihn herunterzuziehen. Das Haar fiel ihr über das Gesicht, und ihre Brüste wölbten sich. Mit einer ungeduldigen Gebärde warf sie ihre Haare nach hinten und hob ihr gerötetes Gesicht. Schweißtropfen rannen über ihre Sommersprossen.
„Ich gehe im Morgengrauen los, gegen Abend oder um Mitternacht, denn die Kräuter muß man zur richtigen Stunde sammeln, damit sie helfen."
„Du kennst sie?"
„Sie hat es mir schon beigebracht, als ich noch klein war. Wir gingen zusammen in den Wald. Nun ist sie alt, und ich sammle die Kräuter."
„Gehst du nur zu diesen Zeiten aus dem Haus?"
„Nein. Einmal in der Woche muß ich zum Laden gehen. Da gehe ich mittags. Großmutter zwingt mich, den Sonnenschirm zu benutzen. Sie sagt, die Sonne schadet den Sonnentöchtern."
„Was hat es für eine Bewandtnis mit den Sonnentöchtern?"
„Sie würden es nicht verstehen."
„Du glaubst daran, daß die Kräuter heilen?"
„Sicher. Großmutter heilt Zahnschmerzen, Eifersucht, Krämpfe, Magenverstimmungen, Augenkrankheiten, Lähmungen, Bisse, Blutungen bei Frauen, Wunden. Sehen Sie" – sie hob den Arm – „als ich elf Jahre alt war, blieb ich an einem Stacheldrahtzaun hängen und riß mir den Arm auf. Das Fleisch klaffte. Großmutter legte mir Spinnweben auf und bereitete ein Mittel aus Kräutern und Branntwein. Die Kräuter hatte sie im Mund zerkaut. Dann klebte sie mir mit Speichel Wegerichblätter auf. Am nächsten Tag sah die Verletzung so aus, wie Sie sie jetzt sehen."
Ich sah eine schwachrosa Schramme, die vom Ellenbogen bis zum Feuerhaar ihrer Achselhöhle reichte. Ich fuhr mit der Fingerkuppe über die Narbe. Lauda erzitterte und senkte den Arm. Sie errötete und riß die Augen weit auf. Sie wandte das Gesicht ab und sagte: „Großmutter heilt wirklich, und nicht nur mit Kräutern. Als Hebamme war sie hervorragend. Nun nicht mehr, denn sie ist alt. Ich sah sie einige Male Geburtshilfe leisten, und ich kann es auch, aber sie läßt mich nicht, denn die Tochter einer Frau, die bei der Geburt ihres Kindes gestorben ist, darf keine Geburtshilfe leisten. Sie heilt sogar Tiere. Eulalio hat sie das Pferd gerettet."
„Eulalio?"
„Ja, ein Freund von Großmutter. Er glaubt an sie. Er hilft uns. Er zahlt für ihre Hilfe. Viele bezahlen für ihre Kräuter und ihre Worte. Einige der Leute, die sagen, daß sie nicht daran glauben, besuchen die Großmutter heimlich, und immer bringen sie etwas mit."
„So lebt ihr also von dem, was euch die Leute geben."
„Nein, nein. Wir haben Hühner, und Großmutter bereitet einen Kressesaft mit Zitrone und Bienenhonig, der uns niemals ausgeht. Zitronen gibt es rings ums Haus. Eulalio hat Bienenstöcke und gibt uns Honig; und die Kresse wächst wild am Fluß, zusammen mit den Bartnelken."
„Habt ihr keine Angst, allein und einsam zu leben? Chana ist alt und krank. Irgendwann wird sie sterben."
„Sie sagt, sie wird es mir drei Tage vorher ankündigen, damit ich mich nicht erschrecke."
„Langweilst du dich nicht?"
Sie senkte den Kopf und strich wieder über den feuchten Saum ihres Rocks.
„Manchmal langweilen wir uns, aber Chana sagt, daß es Stunden gibt, in denen man sich langweilen muß, daß das nicht schlecht ist, daß es den Körper vorbereitet."
„Worauf?"
„Auf das Leben, auf die Stunden, da man sich nicht langweilt."
„Und ihr lebt nur von Hühnern und diesem Saft?"
„Nein, ich sagte Ihnen schon, daß ich einmal in der Woche zum Laden gehe und Reis, Zucker, Salz und Galletas kaufe. Kaffee und Butter gibt uns Eulalio."
Sie sprach schnell, während ihre Hände langsam über den Rocksaum und die Schenkel glitten. Unruhig, als ob sie auf ihrem Fleisch die Nähte und jedes Stückchen Stoff fühlte, das sie einengte.
„Ich gehe zu Fuß zum Laden. Großmutter läßt mich nicht auf die Lastwagen steigen. Sie sagt, die Fahrer nutzen das aus."
„Darin hat sie vielleicht recht, denn du bist sehr hübsch." Ihr Gesicht, der Hals und die Brust färbten sich rot. „Aber sagen Sie mir nicht, daß Sie mich deshalb sehen wollten. War es das, was Sie mir sagen wollten?"
„Nein, das war es nicht."
„Ja, ich weiß schon. Sicher hat man Ihnen gegenüber schlecht von Großmutter gesprochen, hat gesagt, daß sie eine Hexe sei, dies und jenes. Lassen Sie sie in Ruhe, es ist besser, Sie ärgern sie nicht."
„Wir wollen niemanden ärgern, wir wollen helfen. Du bist jung und..."
Sie begann über die Wiese zu laufen. Ich rief sie. Sie blieb stehen, aber nur für einen Augenblick, und ohne den Kopf zu wenden, lief sie davon. Sie kreuzte den Graben und verschwand zwischen den Pinien.
In der Versammlung, die wir am Abend hatten, bat ich darum, Chana nicht mehr zu besuchen. Ich würde mich um den Fall kümmern. Danach hatte ich Dienst. Die Krankenschwester, die mich begleitete, begann zu erzählen, ein Bauer hätte gesagt, daß der Aasgeier keine Eingeweide frißt, keine verendeten Fische, kein Fleisch eines toten Ochsen, der an Brand gestorben ist, keinen Hund, der an Tollwut einging. Unverhofft fragte sie mich: „Waren Sie bei Chana? Was halten Sie von ihr?"
Meine Ansichten überzeugten sie nicht. Sie wollte Chana in ein Asyl bringen, sie festnehmen lassen, sie von Lauda trennen. Ich sagte ihr, sie solle sich schlafen legen, wenn ein Krankenfall aufträte, würde ich ihr Bescheid geben.
Ich ging zum Torweg. Ich lehnte mich an die Mauer. Die Johannisbrotbäume erschienen mir breiter, höher, gewaltiger, älter, sie schienen Zeugen zu sein, deutlicher als sonst. Ich entfernte mich vom Lager, lief in die Dunkelheit. Beim Rascheln der Blätter, dem Rauschen des Grases und dem Klang meiner Schritte kam es mir vor, als brauchte ich nur die Hand auszustrecken, um das Leben in seiner dunklen und strahlenden Härte zu berühren. Ich dachte an Lauda, ihre Art zu sprechen, lebendig, aufbrausend, zu kindlich für den Feuerpelz ihrer Achselhöhle. Und ich erinnerte mich ihrer Hände, die den Rocksaum und die Oberschenkel streichelten, erinnerte mich des sich verändernden Glanzes ihrer Augen. Ich kehrte ins Lager zurück. Als ich ins Behandlungszimmer trat, hatte ich einen Entschluß gefaßt.
Ich war mehrere Tage mit den Tetanusimpfungen beschäftigt. Man versetzte mich in ein entferntes Gebiet. Kaum zurückgekehrt, besuchte ich Lauda. Ich wollte versuchen, Chana zu besänftigen, und besorgte einen Liter reinen Alkohol, kaufte Tabak und eine Flasche Branntwein. Ich kam am Nachmittag dort an. Der Jutesack war oben befestigt, und am Eingang saß Lauda mit gekreuzten Beinen auf dem Boden und fertigte eine Kette aus Matiposamen. Als sie mich sah, zerriß ihr der Faden in der Hand, und die Perlen rollten über die Erde. Chana sah mich von ihrem Schemel aus mit funkelnden Augen an.
„Geh weg! Hinaus!"
„Beruhige dich, Großmutter. Er hat sein Wort gehalten. Sie haben uns nicht mehr belästigt."
„Also, warum sind Sie hier?" Chana warf einen Blick auf die Tasche. Sie drehte uns den Rücken zu und begann mit dem Paradieszweig und dem Besenginster die Luft zu peitschen. Lauda sah mich halb liebenswürdig, halb verwirrt an. Ich ging auf sie zu und sagte leise: „Ich muß dich wiedersehen. Ich muß mit dir sprechen."
Chana kam brummend heran und hieb die Zweige durch die Luft wie eine Machete. Lauda entfernte sich von mir und fing an, die über den Boden verstreuten Perlen aufzusammeln. Chana zog mir mit den Zweigen eins über und setzte sich auf den Schemel.
„Was trägst du in der Tasche?"
Ich gab ihr den Tabak, den Liter Alkohol und die Branntweinflasche. Sie bedeutete mir, die Flasche zu entkorken. Sie roch daran, füllte sich den Mund erst mit Branntwein, dann schluckte sie ihn hinunter. Sie sah mich an und fuhr fort, sich den Mund mit Branntwein zu füllen und ihn erst nach einigen Augenblicken hinunterzuschlucken. „Was willst du?"
„Nichts. Ich bin gekommen, um Ihnen die Sachen zu bringen. Nichts weiter."
„Wie seltsam! Du bist die erste Person, die in dieses Haus kommt und nichts will."
„Gut, ich gehe."
„Geh mit Licht."
Als ich hinausging, näherte ich mich Lauda und sagte: „Morgen am gleichen Ort und zur gleichen Stunde."
„Lauda!" rief die Alte.
Und Lauda ging hinein und ließ den Jutesack herunter.
An jenem Morgen kam sie langsam auf mich zu, sie war nachdenklich. Sie sah mir in die Augen, senkte den Blick und lief vor mir her. Von ihrer rechten Hand hing ein Zweig herab, mit dem sie sich gegen die Beine schlug, und ab und zu benutzte sie ihn, um zwischen den Lianen zu suchen. Sie erweckte den Eindruck, als schwimme sie in der Frische des Taus. Sie bückte sich, und das Haar fiel bis auf die Kräuter hinab, und der Rock rutschte bis zum halben Oberschenkel. Sie drehte sich schroff um und schob mit einer Handbewegung die Haare aus dem Gesicht. „Was müssen Sie mir sagen?"
„Kannst du lesen und schreiben?"

Fortsetzung auf Seite 41

HUMOR ★ Tropfenfänger

Für Liebende ist das Wetter die größte Nebensache der Welt!
G. Rzehaczek

Gegenmaßnahmen zur Heilung von Wolkenbrüchen sind zur Zeit noch nicht gemacht worden, da Wolkenbruchbänder der großen Dimensionen noch nicht hergestellt werden können.
Karl Valentin



Vlaber, Kaunas

Der Blitz und die Liebe verschonen das Kleid und versengen das Herz.
spanisch

Der Blitzableiter

Sergej Dik

Als Fialkin bei uns seine Arbeit aufnahm, war er im Handumdrehen im Institut bekannt. Nicht, daß er erschütternd schön gewesen wäre... Nein. Dieser Mann stand in Gegenwart von Frauen auf.

Anfangs hatte niemand diesem Umstand Aufmerksamkeit geschenkt, man dachte, daß er der Arbeit wegen aufsteht oder daß ihm irgend etwas weh täte. Aber er tat es mit so einer Beharrlichkeit, daß alle begriffen: Fialkin hat phantastische Manieren. Das ganze Institut war von einem Augenblick zum anderen wie elektrisiert. Die Frauen sahen die Männer herausfordernd an, die Männer blickten angelegentlich zum Fenster hinaus. Die Mitarbeiterinnen aus der Abteilung kamen ständig unter allen möglichen Vorwänden zu ihm ins Zimmer. Automatisch stand Fialkin vor ihnen auf.

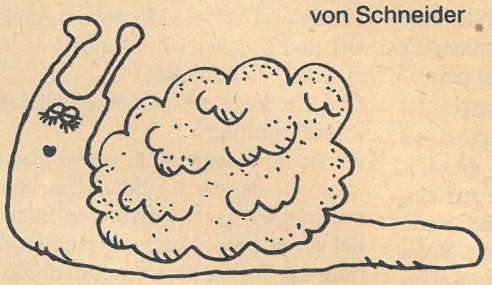
Es war ganz natürlich, daß alle Frauen, einschließlich der verheirateten, Fialkin ein Gefühl entgegenbrachten, das der Liebe ähnelte. Er strahlte ein gewisses mittelalterliches Zeitgefühl, eine ritterliche Zuverlässigkeit aus.

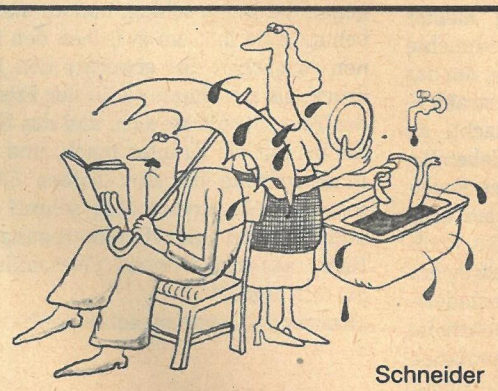
Die Eintagsfliege bemerkte am Abend: „Ach, was hatten wir für ein sonniges, schönes Wetter in meiner Jugend!"

Unter uns Männern vollzog sich eine Spaltung. Sie teilten sich in zwei Lager: in jene, die prinzipiell in Gegenwart von Frauen aufstanden, und in jene, die prinzipiell nicht aufstanden. Die ersten jedoch befanden sich in einer ungünstigen Lage. Wenn sie aufstanden, wußten sie nicht, wohin sie sehen sollten, sie wurden rot, fuchtelten linkisch mit den Armen, atmeten aufgeregt. Sie besaßen nicht die Spur von Fialkins Feinheit und Eleganz.

Kasanewski, Kiew

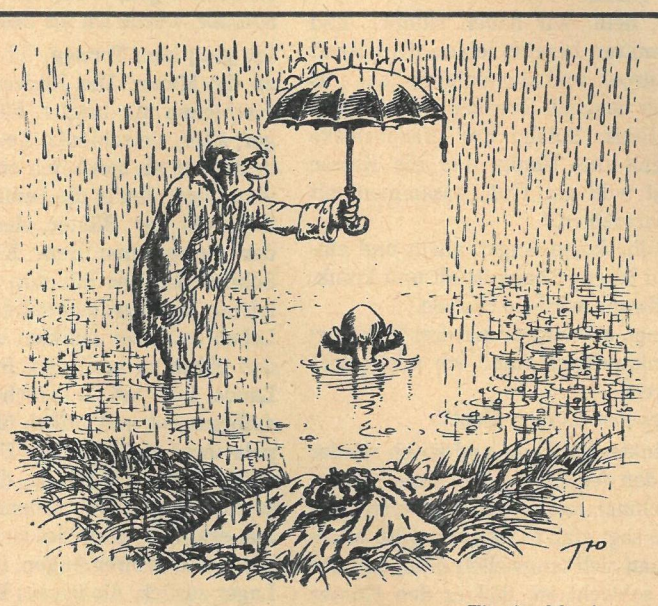
Scharfe Wolke, der süße Himmelsschneck von Schneider





Schneider

Auf einer Pfütze ist die Fliege ein Admiral.
deutsch



Tjunin, Moskau

Vlaber

Sonnenregen: Die Liebe ist wohltätiges Faulenzen wie warmer, fruchtbringender Regen.

Hoch und Tief: Das Alter hat den Kalender am Leibe. deutsch **Blitz und Donner:** Man muß nie dem einen

Wettervorhersage

Ein schauerlicher Lokalregen.
Ein lokaler Schauerregen.
Ein regnerisches Schauerlokal.
Ein schauerliches Regenlokal.
Ein regnerischer Lokalschauer.
Ein lokaler Regenschauer.

Unbekannter Verfasser

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zuzeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Theodor Storm

Landregen: Jeder

Es entstand eine explosive Situation, die Luft knisterte. So konnte es nicht mehr weitergehen.
Und das Gewitter entlud sich. Zehn Männer, mit dem ehemaligen Ringkämpfer Gurkin an der Spitze, paßten Fialkin nach Arbeitsschluß im Park ab und baten ihn sehr nachdrücklich, sich in Gegenwart von Frauen nicht mehr zu erheben.
„Kollegen", sagte Fialkin flehend. „Habt Erbarmen. Ich habe schon so viele Arbeitsstellen gewechselt… Ich würde mit Vergnügen eurem Anliegen nachkommen, aber ich kann nicht. Ich bin nun einmal so erzogen."
„Oho!" heulten die Männer los, und der Ring um Fialkin schloß sich. Am nächsten Tag, als Fialkin sich aus der Kaderabteilung seine Unterlagen holte, standen alle Frauen auf.

Schrank-Gedanken

Ein Damenschirm hat
– mangels Regen –
gelangweilt in dem Schrank gelegen.
Ein Herrenschirm
– aus gleichem Grunde –
lag dicht daneben, Stund um Stunde.
Da kam den beiden ein Gedanke –:
Nun liegt ein Knirps noch mit im Schranke…

H. K.

Konsequent

Ein Wetterfrosch saß vor der Leiter,
die schon recht morsch und wacklig war,
und stieg darum auf ihr nicht weiter,
auch nicht auf eigene Gefahr.
Zwar war das Wetter sonnig-heiter,
doch er blieb unten, wie zum Trutz
und zog sein Maul nur quakend breiter:
„Wo bleibt denn hier der Unfallschutz?"

Günter Gregor

Wer dem Wind dient,
dessen Gewinn ist Staub.

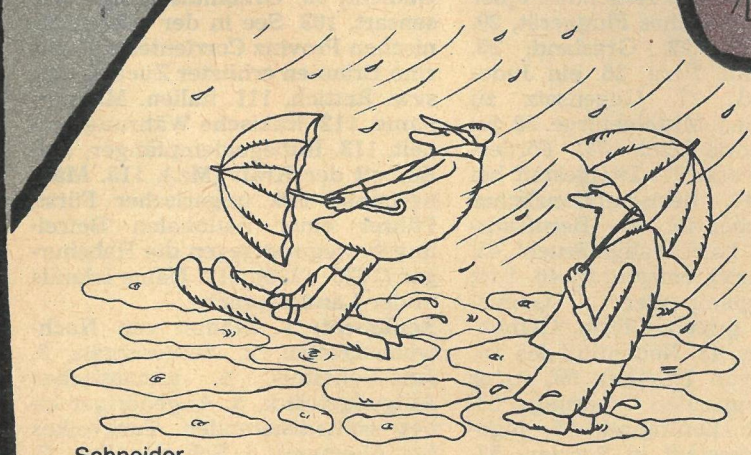
bulgarisch

Der Regen ist eine primöse Zersetzung luftähnlicher Mibrollen und Vibronen, deren Ursache bis heute noch nicht stixiert wurde.

Karl Valentin

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik: Martin Kotsch

2 Wochenspruch Aus einem Blitz sprüht Frische. sorbisch



Schneider

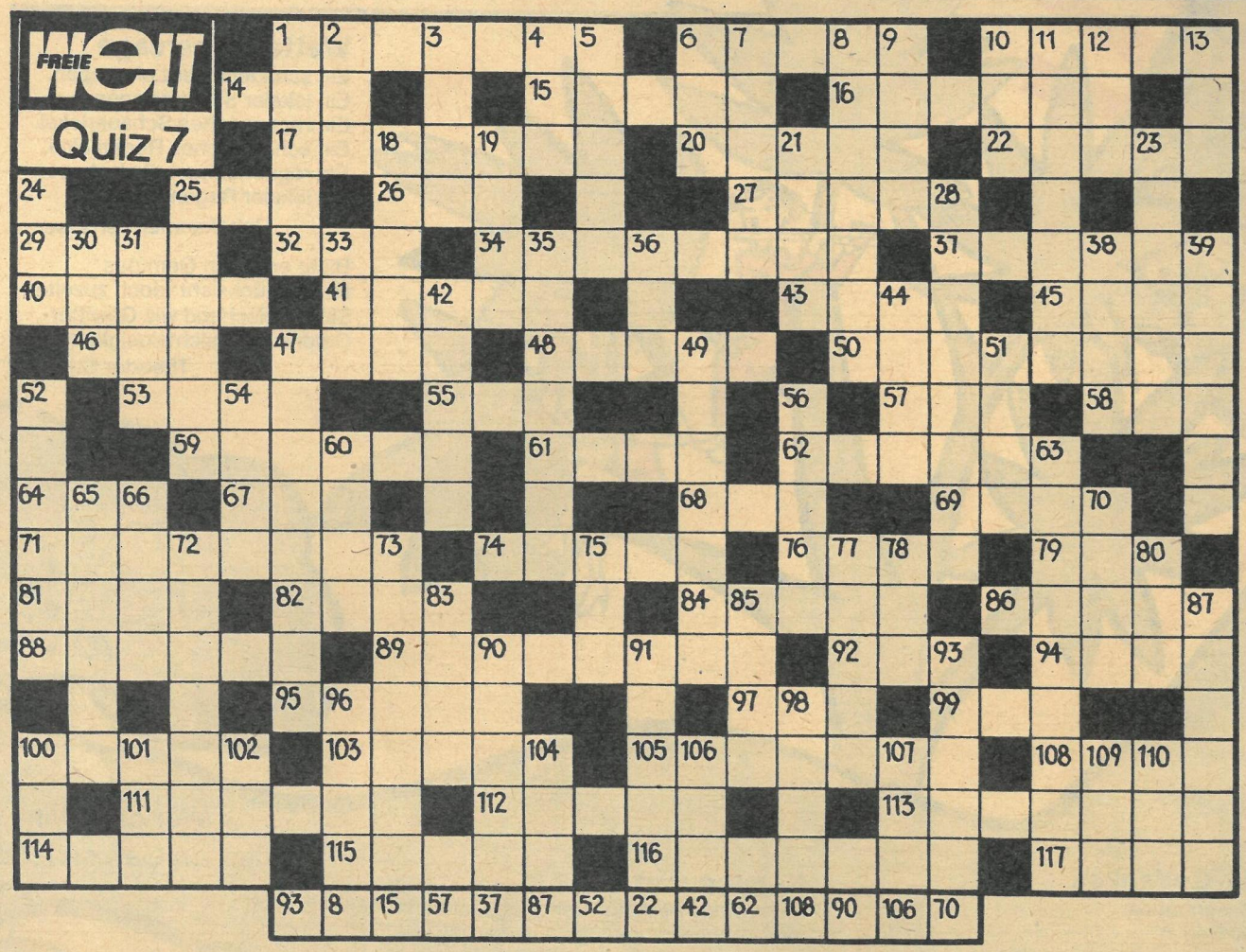
Ceplecha, Prag

Worobjow, Moskau

Steger

Regentropfen tränkt ein Samenkorn. M. Gorki

leidenschaftlichen Ausbruch zeigen, der dessen Ursache nicht kennt. J. Paul



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. bedeut. ungarischer Staatsmann und Revolutionär (1802–1894), 6. Pianist und Komponist ungarischer Herkunft (gest. 1886 in Bayreuth), 10. See i. d. Karelischen ASSR, 14. Segelstange, 15. schweizer. Mathematiker des 18. Jh., 16. Industriegemeinde östl. von Berlin, 17. aus Holz und Papier gefertigtes einfaches Fluggerät, 20. Tafelgemälde, 22. Grasland, 25. Fluß im südl. Peru, 26. ein Judo-Meistergrad, 27. Gegensatz zu oben, 29. sowj. Mittelgebirge, 32. jugoslaw. Adria-Insel, 34. Förder- und Hebewerk, 37. Titelgestalt bei Lessing, 40. tierisch-pflanzlicher Einteilungsbegriff, 41. Berufsausbildung, 43. hartschalige Frucht, 45. sowj. Nachrichtenagentur, 46. Satz zusammengehörender Gegenstände, 47. griech. Göttin, Gemahlin des Zeus, 48. Nebenfluß des Tobol (südl. von Tjumen), 50. fester Körper kosmischen Ursprungs, 53. Fluß durch Leningrad, 55. jugoslaw. Bezirksstadt in Serbien, 57. Nebenfluß des Jenissej, 58. nordischer Männername, 59. sowj. Ortschaft nordwestl. von Mitschurinsk, 61. altrömisches Obergewand, 62. Übertreibung; höchster Grad (latein.), 64. nordafrikan. Gebirge, 67. belgische Stadt bei Liege, 68. Langarmaffe, 69. Ort nördl. von Alma-Ata/Kasachstan, 71. altruss. Heldenepos des 12. Jh. (Verfasser unbekannt), 74. inselreicher See im N Finnlands, 76. sowj. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 79. Senkblei, 81. südostafrikan. Fluß in Simbabwe, 82. Lampen- oder Kerzenruß, 84. sowj. Schwarzmeerhalbinsel im Krai Krasnodar, 86. svw. Fall, Vorkommnis (latein.), 88. russisches Dreigespann, 89. Zwergstrauch, 92. Lotterieanteilschein, 94. jugoslaw. Münzeinheit, 95. svw. Berghang (mundartlich), 97. feierl. Gedicht, 99. Großmutter, 100. Wesensart, 103. See in der ostargentinischen Provinz Corrientes, 105. bis zum Bräunen erhitzter Zucker, 108. svw. Rettich, 111. italien. Männername, 112. irakische Währungseinheit, 113. Ruhegeldempfänger, 114. Einheit der Kraft (Mz.), 115. Männername, 116. ungarischer Fürst, Führer einer nationalen Befreiungsbewegung gegen die Habsburger (1676–1735), 117. Name Irlands in der Landessprache.

Senkrecht: 1. Stamm von Nachwuchskräften, 2. Sinnesorgan, 3. Jute-Behältnis, 4. aromatisches Aufgußgetränk, 5. Angehöriger eines nomadisierenden Turkvolkes (im Altertum), 6. Schiefer, Fels, 7. Angara-Nebenfluß bei Irkutsk, 8. Mitte, Mittelpunkt, 9. englisch: Baum, 10. engl. Zahlwort, 11. Bezeichnung für kleinwüchsige Bevölkerungsgruppen Südostasiens, 12. Nebenfluß des Arno, 13. Baumteil, 18. französ. Opernkomponist („Die Stumme von Portici"), 19. Streitmacht, 21. mongol.-sowj. Quellfluß der Schilka, 23. Sammelbezeichnung für trockne Zweige, 24. Heilverfahren, 25. ein Rabenvogel, 28. russ.-sowj. Porträtmaler (gest. 1942), 30. Vorgebirge, Berg (arabisch), 31. altnordisches Göttergeschlecht, 33. engl. Biersorte, 35. Holzmodell für die Schuhherstellung, 36. jugoslaw. Adria-Insel, 38. staatl. Verwaltungseinheit im W Venezuelas, 39. Herbstblumen, 42. Hauptstadt einer asiat. Volksrepublik, 44. Schaumwein, 47. karthagischer Feldherr, 49. ein Losungswort der Französischen Revolution, 51. türk. Stadt südl. von Istanbul, 52. Währungseinheit in Ungarn, 54. Hauptmündungsarm des Rheins, 56. indonesische Insel zwischen Sulawesi und Irian, 60. Berg bei Innsbruck, 63. italien. Schriftsteller, gest. 1957 („Die Haut"), 65. sowj. Stadt im NW des Krai Krasnojarsk, 66. Lichtbild (Kurzwort), 70. Farbton, 72. österr. Volksdichter des 18./19. Jh. („Der Verschwender"), 73. Oper von Smetana, 75. Vorfahr, 77. arabisch: Frieden; moslemisches Grußwort, 78. küstennahe japan. Stadt nordwestl. von Nagoya, 80. Wildziege im Kaukasus, 83. ärmliche Hütte, 85. kleine indonesische Insel südl. von Sulawesi, 87. Spottschrift; beißender Spott, 90. italien. Opernkomponist („Aida"), 91. wichtigster Hafen der afrikan. Republik Senegal, 93. konserviertes Hühnerprodukt, 96. Hast, 98. afrikan. Fluß zum Golf von Guinea, 100. Sportstadion in Budapest, 101. techn. begründete Arbeitsnorm (Kurzw.), 102. Abk. für Royal Geographical Society (Königl. Geographische Gesellschaft Großbritanniens), 104. Rhône-Nebenfluß, 106. Papageienart, 107. metallhaltiges Mineral, 109. türkische Ruinenstätte, 110. Artikel.

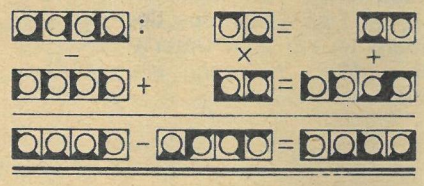
Der ziemlich lange und schwer auszusprechende Name einer ungarischen Komitatshauptstadt ist das Lösungswort dieses Rätsels.
Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand) kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 7 oder die ausgefüllte Zahlenleiste auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 15. April 1987 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 10/1987 der FREIEN WELT. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Sie können gewinnen:

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3. Preis 50,– Mark
4. bis 8. Preis je 25, – Mark

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind so in die Felder der Figur einzusetzen, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Begriffe stehen:
1. ein Kartenglücksspiel, 2. Speisefisch, 3. Pelzwerk, 4. Erlaß, Verordnung, 5. Ruhegeld.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

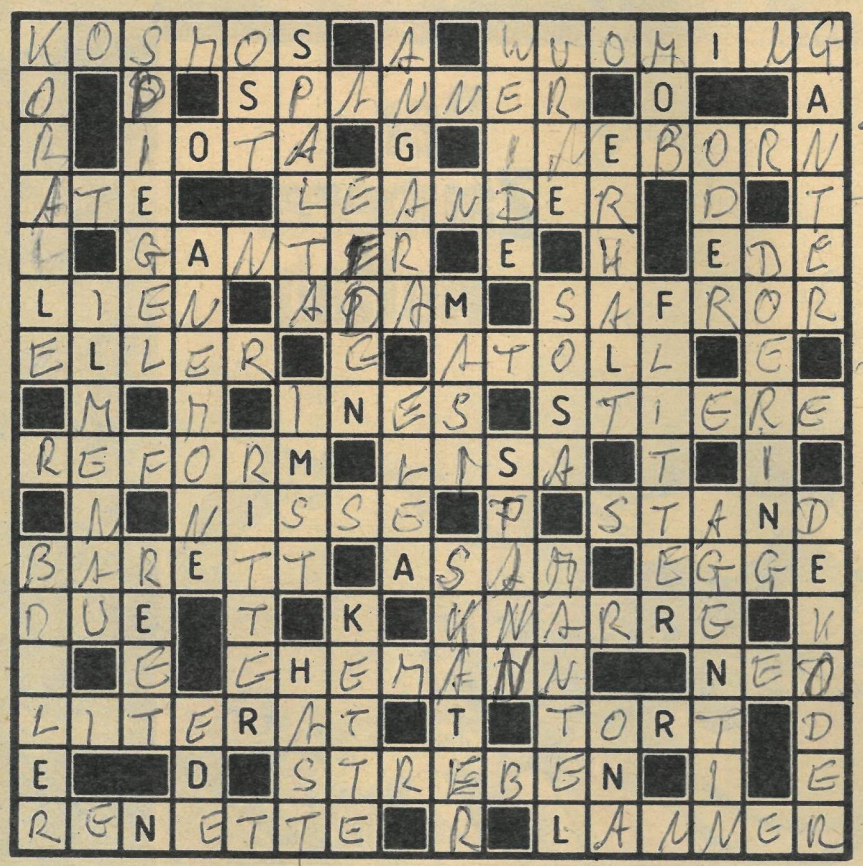
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Günter Bonow
Stellv. Chefredakteure:
Barbara Schabinski,
Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30

Politik: Günther Wolfram
Tel.: 2 44 26 67
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

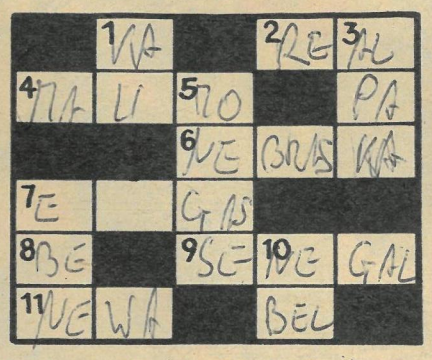
Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Dr. Dietrich Pätzold



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Eile, 2. Buschwindröschen, 3. Kreisstadt im Bezirk Karl-Marx-Stadt, 4. Weltraum, 5. Stadt im SW Chinas, 6. österr. Stadt am Inn, 7. europ. Strom zur Ostsee, 8. Spionin, 9. Milz (latein.), 10. svw. Schriftsteller, 11. Nesseltier warmer Meere, 12. Bewohner Feuerlands, 13. Schmetterlingsfamilie, 14. landwirtschaftl. Gerät, 15. Oberbekleidungsstück, 16. nordwestfranzös. Fluß, 17. Erle (norddt.), 18. Apfelsorte, 19. griech. Göttin der Verblendung, 20. altgriech. Philosophenschule, die ihren Sitz in Unteritalien hatte, 21. Empfang, Bewahrung, 22. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 23. Gatte, 24. schirmlose Kopfbedeckung, 25. Windrichtung, 26. Schilf, Ried (norddtsch.), 27. ringförmige Koralleninsel, 28. oberer Teil des menschl. Fußes, 29. Lärmgerät (Kinderspielzeug), 30. Stadt im Bezirk Suhl, 31. Gliederverbindung, 32. Ei der Laus, 33. Fluß im südl. Peru, 34. Abfluß des Baikalsees, 35. ein chem. Element (Metall), 36. Operngestalt aus „Die Afrikanerin", 37. Gestalt aus dem Roman „Spur der Steine", 38. niederländ. Dichter (gest. 1932), 39. Krokusart (Farb- u. Gewürzpflanze), 40. griechisch: neu, 41. Ort nördl. von Gorki (RSFSR), 42. Skatspieler (umgangssprachl. Bezeichnung), 43. Kränkung, 44. Ort a. d. türkischen Schwarzmeerküste, 45. Wiederherstellung bzw. Erneuerung eines Zustandes, 46. niederländ. Stadt, 47. Datenentschlüssler, 48. svw. Verpflegung, Kost, 49. männl. Gans, 50. bayr. Künstlerfamilie der Barockzeit, 51. Stand des niederen Adels im Mittelalter, 52. frühere Bezeichnung für eine nordafrikan. Mischbevölkerung, 53. Glitzerzeug; Tand, 54. österr. Komponist und Kapellmeister (gest. 1843), 55. Reflexionsfläche, 56. Verkaufsstelle auf dem Markt, 57. griech. Sagengestalt (Geliebter der Hero), 58. randalierende Menschenmenge, 59. schräge Stützen, 60. Ritze, Fuge, 61. männl. Rinder, 62. Ort mit Talsperre im Erzgebirge, 63. griech. Buchstabe, 64. Vegetations- und Landschaftsform.

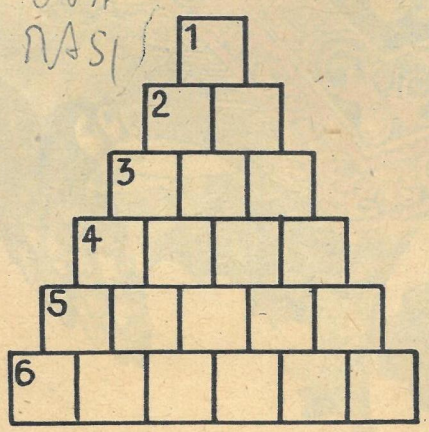
Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 2. iranische Währungseinheit, 4. in der DDR entwickeltes Nähwirkverfahren, 6. Staat im Zentrum der USA, 7. Oberbegriff für eine Gruppe von 6 chemischen Elementen, 9. westafrikan. Strom, 11. Fluß in der Belorussischen und Litauischen SSR.
Senkrecht: 1. Düngemittel, 3. südamerikan. Lamaart, 5. Staatsangehöriger Monacos, 7. Flachland, 10. Witterungserscheinung, Dunst.

Rätselpyramide

Für jedes der folgenden Wörter sind die Buchstaben des vorangegangenen Begriffs – zusätzlich eines weiteren Buchstabens – zu verwenden:
1. Vokal, 2. hohe Spielkarte, 3. Wislanebenfluß, 4. Sinnesorgan, 5. weibl. Operngestalt aus „Der fliegende Holländer", 6. Stab, Stecken.



Einer fehlt

Jedem der folgenden Wörter ist ein weiterer Buchstabe an gleicher Stelle hinzuzufügen, so daß andere Begriffe entstehen:
Ada – Kran – Kappe – Tube – Aster
Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen des zweitlängsten Stromes in Europa.

Buchstabentausch

Jedem der folgenden Wörter ist der zweite Buchstabe auszutauschen, so daß sich andere Begriffe ergeben: Adel – Rachen – Till – Siele – Eire – Pest – Aron – Rost – Erde
Die neu eingesetzten Buchstaben – in der gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben den Namen eines großen deutschen Komponisten (1770–1827).

SCHACH Majas beste

Die 5. Partie nannte die vierfache Schachweltmeisterin Maja Tschiburdanidse (UdSSR) neben der 1. als ihre beste Leistung beim letzten WM-Match mit ihrer Landsmännin Jelena Achmylowskaja. Nach 19 Zügen folgte in dieser nach neuestem Rezept gespielten Partie, in der bald auf allen acht Vertikalen ein heftiger Kampf entbrannte, durch Achmylowskaja der erste Bauernabtausch. Dies war auch der Augenblick, da Schwarz ins Hintertreffen geriet. „Nach 19. ... g6 wäre die Stellung völlig verteidigungsfähig", meinte Majas Trainer Gennadi Kusmin. So erhielt Weiß immer größere Aktionsfreiheit, drang ins gegnerische Lager ein und gewann.
DAMEN-INDISCH, M. Tschiburdanidse – J. Achmylowskaja, Sofia '86, 5. Partie: **1. d4 Sf6 2. Sf3 e6 3. g3 b6 4. Lg2 Lb7 5. 0-0 Le7 6. c4 0-0 7. Sc3 Se4 8. Ld2 f5 9. d5 Lf6 10. Tc1 Sa6 11. a3 Sac5 12. b4 S:c3 13. L:c3 Se4 14. L:f6 D:f6 15. Dd4 Sg5 16. D:f6 S:f3+ 17. L:f3 T:f6 18. Tfd1 e5 19. e4 fe 20. L: e4 Taf8 21. Td2 d6 22. c5 g6 23. cb cb 24. Tdc2 Te8 25. Tc7 Tf7 26. h4 Kf8 27. T7c3 Tee7 28. Kg2 Tf6 29. f3 Ke8 30. g4 Kd8 31. Kg3 Tff7 32. T3c2 Tc7 33. T:c7 T:c7 34. T:c7 K:c7 35. h5 gh 36. g5 Kd8 37. Kh4 Schwarz gab auf.**

Auflösungen aus Heft 6/1987

Kreuzgitter, Waagerecht: As (4), Seal (77), AN (13), Sol (79), Diele (25), Eris (29), Requiem (67), Tornado (87), Uil (90), Ida (39), Eid (32), USA (91), Istrien (41), est (35), Kai (44), bit (20), Thai (88), Echse (26), Rila (73), Lila (55), Rio (71), Illo (42), Elast (34), Myom (60), Dame (23), Art (15), Span (81), Akte (6), Kugel (49), Ekel (28), TBA (84), Rast (70), Möwe (59), Brand (21), Eile (38), Rau (66), Err (30), Ket (46), Alkmene (8), Ona (64), Aar (1), Aes (17), Bel (19), Rasseln (69), Teesieb (85), Last (53), Ionen (40), Lei (57), en (37), Niet (62), Ar (11).

Senkrecht: Arrau (7), Ade (18), Limit (54), Altai (5), neo (61), Seni (76), Orade (65), Lid (58), Aqua (2), soft (82), Ui (89), Ilia (43), Reni (68), Dreh (24), Schildkröte (75), Siele (78), Ebert (27), Salmonellen (74), Kilometer (47), Trompeter (86), Calau (22), Lat (52), Arg (16), Stern (80), Yak (92), Kabul (50), Laden (51), Amme (3), Aare (14), Rebe (72), Karl (45), Tasse (83), Kanon (48), Esten (33), Oliv (63), Arber (10), Asti (12), Es (31), Aal (9), Lie (56), Eni (36).

Magisches Quadrat: 1. Otter, 2. Thale, 3. Taler, 4. Elemi, 5. Rerik.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Nofretete, 3. Rune, 4. Minerva, 5. Helene, 7. Pisa, 8. Regenerat. **Senkrecht:** 1. None, 2. Texaner, 4. Mine, 6. Lesage, 7. Pirat.

Umstellrätsel: Sari, Cherson, Horst, Worte, Erbse, Reis, Inka, Nora. – Schwerin.

Einer fehlt: B(r)echer, M(e)ister, A(g)ra, L(e)una, K(n)appe, S(p)an, P(f)osten, L(e)iste, S(i)egel, P(f)au, G(e)ier, A(r)al. – Regenpfeifer.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 4) aus Heft 4

Waagerecht: 2. Lermontow, 7. Lese, 11. Tula, 13. Ade, 14. Amme, 16. Rif, 17. Debet, 19. Bel, 20. Karmen, 24. Lava, 26. Eloge, 28. Siena, 29. Iasi, 31. Ili, 32. Filet, 34. Irma, 35. Rasin, 38. Seife, 39. Silage, 42. Neman, 43. Sage, 45. Fersman, 47. Takt, 49. Lemur, 51. Arm, 53. Sana, 54. Ero, 56. Ranke, 59. Wega, 60. Maniser, 63. Buna, 65. Lulea, 68. Knappe, 70. Lydia, 72. Nehru, 73. Pope, 75. Arasi, 77. Ski, 79. Karl, 80. Euter, 83. Erato, 85. Beat, 88. Granin, 90. Lot, 91. Nanna, 92. Borodin, 95. agra, 96. Ire, 97. Ritt, 98. dito, 99. Akte, 100. Petrowski, 101. Eren.
Senkrecht: 1. Itil, 2. Lada, 3. Rubel, 4. Otto, 5. Tube, 6. Walli, 7. Lek, 8. Sari, 9. Emme, 10. Lena, 12. Ufa, 15. Menagerie, 18. Elis, 21. Asti, 22. Mir, 23. USA, 25. Vase, 27. Glinka, 30. Amur, 31. Ina, 32. Fes, 33. Esel, 34. Ilf, 36. Anna, 37. Imam, 40. Lem, 41. Omsk, 44. Air, 46. Ehrenburg, 47. Tag, 48. Ana, 50. Eins, 52. Ren, 53. Sender, 54. Eule, 55. Omar, 57. Nep, 58. Eber, 61. Soor, 62. Rue, 64. Ali, 66. uni, 67. Ehre, 69. Pari, 71. Asta, 73. Pagode, 74. Pleite, 76. Salep, 78. Konus, 80. egal, 81. Tara, 82. Enak, 83. Etat, 84. anno, 85. Bari, 86. Abt, 87. Toto, 89. Nie, 93. Dir, 94. non. – Lösungswörter: Okrug, Oblast.

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Christa Schroth, Nossen, 8255

2. Preis:
75,– M Sylvia Schumann, Berlin, 1142

3. Preis:
50,– M Günther Schneider, Rostock 27, 2520

4. bis 8. Preis:
je 25, – M Irmgard Krahl, Oberoderwitz, 8716; Hans Oertel, Marienberg, 9340; Lotte Peikert, Dresden, 8019; Erhard Kose, Frankfurt (O.), 1200; Renate Nießner, Neukirch, 8505.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

Der Zauberer Hottab

Liebe Kinder!

Nur noch ein paar Wochen, dann ist Sommer! Die Sonne brennt vom Himmel, der warme See lockt zum Baden. Schon springt Ihr ins Wasser, taucht nach Muscheln und findet tief im Sand eine alte Flasche. Neugierig entkorkt Ihr sie. Eine kleine leichte Wolke steigt aus dem Flaschenhals, und plötzlich steht vor Euch – ein Zauberer wie aus „Tausendundeiner Nacht"! – Genau das passierte Wolka, einem kleinen Jungen. Zum Glück war dieser Zauberer kein Böser, der seinem Retter anbot, ihm den Hals umzudrehen, sondern einer von den Lieben. Viele hundert Jahre hat der Ärmste in seinem engen Gefängnis zugebracht, nun aber will er mit Hilfe seines jungen Freundes die Welt erobern. Ihr könnt Euch wohl vorstellen, daß nicht nur der alte Zauberer, sondern auch Wolka aus dem Staunen nicht mehr herauskommt. Jeden Tag erleben sie neue Abenteuer. Wenn Ihr dabei sein wollt – im nächsten Heft beginnt unsere Kinderserie „Der Zauberer Hottab". Der Moskauer Zeichner Valentin Rosanzew hat diese Geschichte, die der russisch-sowjetische Schriftsteller Lasar Lagin 1938 aufschrieb, mit Phantasie nacherzählt und gezeichnet. Großen Spaß wünscht Euch

die Redaktion

Das Mädchen vom Fluß

Fortsetzung von Seite 35

Sie zuckte die Achseln und klapperte mit den Wimpern, als ob irgend etwas daran haftete. Sie drehte mir wieder den Rücken zu und ging weiter, mit dem Zweig in den Gräsern herumstochernd. Dann und wann schlug sie auf ihre Beine. „Ich kann unterschreiben und etwas lesen. Als es mit der Alphabetisierung losging, habe ich angefangen, aber ich konnte den Kurs nicht beenden."

„Warum nicht?"

„Als der Alphabetisierer kam, erschrak Großmutter. Danach empfing sie ihn böse. Als der Junge mich eines Tages bei der Hand nahm, um mich zu führen, sagte Großmutter: ‚Wozu dieses Betatschen?' Sie beleidigte ihn und warf ihn hinaus. Sie bekam Besuch von vielen Leuten, aber sie konnten Großmutter nicht überzeugen."

Sie hatte mir den Rücken zugewandt, während sie sprach. Sie kauerte sich hin, schlug mit den Fingerspitzen ein Kreuz über einem Kraut und riß es aus. „Es ist rauh, für Bäder und Einreibungen."

Sie ging weiter, und ich sah das Wogen der Haare auf ihrem Rücken und die schmalen hohen Hüften; sie schienen den engen und knappen Rock sprengen zu wollen. Wir schritten weiter im Schatten der Bäume. Sie, barfuß, trat das Gras nieder, und auf ihren Waden glänzten die Tautropfen. Ich näherte mich ihr und lief neben ihr her. „Hättest du gern gelernt?"

„Sicher."

„Ich werde dich unterrichten."

Sie blieb stehen und sah mich an. Sie senkte die Wimpern und hielt die Augen einen Augenblick geschlossen, dann öffnete sie sie, und ein kaum wahrnehmbares Lächeln umspielte ihre Mundwinkel. Sie ging an mir vorbei. Mit dem kleinen Zweig wies sie auf die Kräuter und sagte mir, wofür sie verwendet wurden. Wir bückten uns im gleichen Augenblick, und unsere Köpfe stießen zusammen, und unsere Hände vereinten sich auf denselben Blättern, sie richtete sich lachend auf, ich ließ ihre Hand nicht los.

Und so sahen wir uns häufig, bei Sonnenaufgang und in der unbeweglichen und frischen Luft bei Einbruch der Nacht. Und wir sprachen von Chana, die nicht mehr brummte und mich nicht mehr aus dem Haus warf, dank der Verteidigung durch Lauda, die ihre Freude, mich zu sehen, nicht verbergen konnte. Kam ich, machte die Alte ein böses Gesicht, aber nach kurzer Zeit beruhigte sie sich. Eines Tages fand ich sie jammernd vor, sie hatte sich die Füße mit dem Dampf kochenden Wassers verbrannt, das sich in einer Schüssel befand; in dem Wasser schwammen Blätter und Wurzeln. An diesem Abend erreichten wir, daß sie meine Medikamente annahm. Ich erinnere mich daran, wie Lauda sich freute, denke an ihre feuchten Handflächen, ihre Zärtlichkeitsausbrüche, ihr Lächeln, ihre Anspielung darauf, daß sie meine Komplizin sei. Sie zog mich am Hemdkragen zu sich heran, und mit ihrer urwüchsigen Koketterie, lebhaft und keck, lehnte sie ihren Kopf an meine Schulter.

Jetzt weiß ich, daß die Erinnerung weder das Gute noch das Schlechte vergibt. Und daß man weder aufhören kann, an das Vergangene zu denken, noch die Träume besiegen kann. Ich erinnere mich an alles, denn es sind Ereignisse, da sich das Fleisch und das Blut auf der Erde vereinigen, in der Luft verbrennen, die Zeit beflecken. Und auf diesem Weg, den die Zeit in der Luft verfolgt, sehe ich sie wieder in dem aufgewirbelten und trägen Staub dieses glühenden Mittags, ich stelle mir vor, wie sie sich nähert in der roten Staubwolke und der Weg mir vor den Augen zittert.

Ich versteckte mich, um auf sie zu warten. Ich wollte sie kommen sehen, ohne daß sie mich sah, wollte sie überraschen. Das erste, was ich erblickte, war der orangefarbene Sonnenschirm, der aus dem Grün hervorlugte; ihr weiches und glänzendes Haar sah aus, als ob sie es gerade gewaschen hatte. Als ich ihr entgegenging, empfing sie mich freudig überrascht, und als sie sah, daß ich die bestellten Dinge schon gekauft hatte, fing sie an zu lachen, und ich sagte: „Das habe ich gemacht, damit wir Zeit haben. Wir gehen zum Fluß."

Sie machte den Schirm zu.

Wir gingen über jenen staubigen Pfad, und sie rieb ihr Gesicht an meinem Hals und murmelte Zärtlichkeiten zwischen meiner Schulter und meinem Ohr. Kaum waren wir angekommen, stürzte sie sich in den Fluß, zwischen Kresse und Bartnelken. Sie goß sich Wasser über den Kopf, und es lief ihr über den Hals, und in dünnen Strahlen rann es über ihren Körper und durchnäßte die Kleidung, ließ die Blumen jenes Baumwollkleides aufflammen. Ich betrachtete sie und betrachtete sie, ohne zu wissen, daß ich sie in der Erinnerung dort sehen würde, nicht genau so, aber doch dort, am Fluß, reiner als die Luft und das Feuer. Ihr hinter dem nassen Haar verborgenes Gesicht. Ihre Augen, die kleiner und dunkler wurden, und die Bewegung des feuchten Haars auf ihren Schultern.

Dann am Ufer, als sie darüber sprach, wie unsere Zukunft aussähe, daß Chana sich ändern würde. Aber wie viele Dinge blieben noch zu sagen. Nicht immer wissen wir den Augenblick zu schätzen, wir denken, daß das Beste und Wichtigste noch kommen muß, und so machen wir uns etwas vor. Lauda lächelte und kniff in der Sonne die Augen zusammen, und ich betrachtete ihre Fußspuren und ihre nackten Füße. Und von ihrem feuchten Körper ging ein Duft jugendlicher Fröhlichkeit aus, obgleich hinter den Bäumen der Nachmittag traurig zu Ende ging. Und man hörte keinen Laut, nur Laudas erregten Atem und das Zwitschern der Vögel.

Wir mußten zurück, und durch das Wasser war ihr Kleid eingelaufen und noch enger geworden. Sie zog bald an der einen Seite, bald an der anderen und versuchte, es mit ihren Händen zu strecken. Auf dem Rückweg begegneten wir Eulalio. Er hielt sein Pferd an, nahm den Sombrero vom Kopf und sah uns verwundert an. „Wie geht's, Lauda? Sag Chana, daß ich später mit ihr sprechen möchte."

Lauda wurde nervös. Da war der Hauch eines Vorzeichens, der Einbruch eines Schattens, eine plötzliche Veränderung im Blick, in der Richtung und in der Temperatur, in der Farbe und im Geruch der Luft. Und sie wollte etwas sagen, aber die Worte blieben ihr im Halse stecken, und sie wollte etwas sagen und sagte es nicht und strich das feuchte, knappe und enge Kleid über ihrem Körper glatt. Und sie wollte sprechen und konnte nicht, und ein Glanz lag auf ihrem Gesicht, und sie schob sich die Haare aus der Stirn, ihr Blick schweifte ab, und niemand weiß, was sie sah, wohin sie sah.

Am darauffolgenden Tag brachten sie Eulalio ins Lager. Sein Gesicht war verbrannt, er hatte keine Augen mehr, um sich zu wundern. Er murmelte: „Das war die Bestie Lauda, aber Chana wird die Geschichte nicht erzählen."

Ich konnte mich nicht beherrschen, und während ein anderer Arzt Eulalio behandelte, lief ich hinaus. Ich fand Chana tot zwischen ihren Lumpen und Kräutern. Alles lag auf dem Boden, sogar der Jutesack vom Eingang. Der Sonnenschirm war ein Gewirr von Stäben und Stoff. Zwischen den zerbrochenen Flaschen Fetzen von Laudas Kleid. Ich fragte nach ihr, aber niemand wußte, wo sie war. Dann kam eine Frau und sagte, daß Lauda vor einigen Stunden bei ihr gewesen sei, ganz entstellt, durch Spuren von Schlägen und Kratzwunden. Lauda hatte gesagt: „Er wird mich nicht mehr lieben", erzählte die Frau. „Armes Mädchen, sie war wie von Sinnen. Ich versuchte sie zu beruhigen, aber sie lief verzweifelt hinaus und zum Fluß hin. Armes Mädchen!"

Als ich am Fluß ankam, sah ich am Ufer eine Ansammlung von Leuten. Ich drängte mich durch, und da war Lauda, das Kleid zerfetzt und die Haut voller Kratzer und Schürfwunden. Was zwischen ihrem und meinem Körper geschehen war, war eine Sache des Blutes und der Zeit. Ich versuchte es mit Mund-zu-Mund-Beatmung, um sie ins Leben zurückzuholen. Es war ein nutzloses Vorhaben und endete in einem langen Kuß, ewig in der Erinnerung.

Heute kam ich zur Einweihung des Hospitals von Mantua und wollte einen Rundgang durch das Gebiet machen, wo ich meinen Landdienst geleistet hatte. Ich mußte bis hierher kommen. Nun sehe ich dieses Haus, das grün und weiß angestrichen ist und heiter wirkt. Den Damm. Die Traktorenwerkstatt. Für einige wird es ein neues Haus sein und der Pfad zum Fluß ein Weg für die Liebe. Aber für mich ist diese Form der Zeit etwas, das man im Innern mit sich trägt. Mit der Zeit hüllt man sich ein in das Leben, denn nur ein Dummkopf leidet nicht, freut sich nicht, und nur ein Idiot möchte Freud und Leid vergessen.

Übersetzt von Dorothea Feiler

Mit moderner Fangflotte

Schulabgänger 1988!

Wir informieren Euch über Möglichkeiten der Berufausbildung für die Hochseefischerei.
Wir werden Euch bei der Wahl Eures Berufes unterstützen.

Für folgende Berufe bilden wir Schulabgänger der 10. Klasse aus:
- **Vollmatrose der Hochseefischerei**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (Ausbildung in den VE Fangbetrieben in Rostock und Saßnitz)
- **Vollmatrose der Hochseefischerei mit Abitur**
  Lehrzeit 3 Jahre
- **Facharbeiter für Lebensmitteltechnik/Spezialisierung Fischverarbeitung**
  Lehrzeit 2 Jahre
  (für diese beiden Berufe Ausbildungen nur im VEB Fischfang Rostock)

Wir beraten Euch! Wendet Euch an uns!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro/Lehrlingseinstellung
Am Fischkombinat 11
Rostock 5
2510

VEB Fischfang
Saßnitz
Personalbüro
Postfach 7
Saßnitz
2355

Beerdigung mit Konjunktur

Es ist kein Mummenschanz der Karnevalszeit, was sich hier tut. Bauern beerdigen symbolisch ihr Dorf. In Ostfriesland, an der Elbe, im Schwäbischen... Und das Dorf, das sind für sie nicht nur die Häuser, die überdauern werden, die Linden entlang der Straße, der Anger. Ihr Hof, schon von den Vätern und Vorvätern bewirtschaftet, kommt unter den Hammer. Die Felder, mit denen sie so eng verbunden sind, weil das Grünen und Blühen Ergebnis ihrer Arbeit war, sollen mit Hilfe von Flächenstillegungen, für die es sogar Prämien gibt, nicht mehr bestellt werden. Stille anstelle grunzender, schilpender, muhender Laute. Landwirte sind ruiniert, stehen vor dem Nichts. Das Bauernsterben in der BRD hat Konjunktur.

Es sind vor allem die kleinen und mittleren Höfe, die aufhören zu existieren. In den vergangenen 10 Jahren waren es 181 300. Allein 1986 ging die Zahl der Betriebe ab 1 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche gegenüber dem Vorjahr um 13 200 zurück. Dabei wird es nicht bleiben. Prognosen besagen, daß bis zum Jahr 2000 noch mindestens 300 000 Bauernhöfe verschwinden. Durch die neuen EG-Agrarbeschlüsse sind zunehmend auch spezialisierte Betriebe und Großbauern betroffen. Auf der Wintertagung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft stellte Landwirtschaftsminister Ignaz Kiechle fest: „Es gibt keinen Besitzanspruch." Also keine Existenzberechtigung.

Waren jene, die nun keine Bauern mehr sein dürfen, nicht fleißig genug? Sind die heute akut Bedrohten nicht arbeitsam? Verstehen sie nichts von Feldern und Vieh? Mitnichten. Sie haben Respekt verdient ob ihrer Tüchtigkeit. Rund 70 Arbeitsstunden in der Woche – bei Bauer Harneits in Neu-Neetze an der Elbe sind es nach eigenen Aussagen sogar 90 – und keinen Tag Urlaub im Jahr stehen zu Buche.

Am Bauernfleiß scheitern sie nicht. Woran also? Die Einnahmen aus dem Verkauf ihrer Erzeugnisse reichen nicht aus, um die Betriebsunkosten zu decken, die Schulden abzutragen und ihr Anwachsen zu verhindern. Die Aufkaufpreise fallen. Besonders die kleinen Betriebe werden angesichts der in der EG angehäuften Agrarüberschüsse mit Produktionsbeschränkungen bestraft und müssen erhebliche Abzüge für ihre Mehrproduktion hinnehmen, mit der sie dem Konkurrenzkampf standhalten wollen. Ein Teufelskreis. In der Regel ist die Bank schon der heimliche Miteigentümer der Höfe. Das Existenzsterben geht unerbittlich weiter. Die Ländereien werden von Großagrariern übernommen oder brachgelegt. – Die Landwirte scheitern vor allem an einer Grundwahrheit: Niemals wird der Kapitalismus fähig sein, Bauernfleiß und Ertragswachstum in soziale Geborgenheit für die Menschen umzuwandeln.

Was wird aus ihnen? Heinz Wex aus dem schwäbischen Jagstal, wie seine Vorfahren Bauer mit Leib und Seele, ging vom Acker unter die Erde. In einem Heizungskeller karrt er heute Kohlen. Und zahlt seine bäuerlichen Schulden. Seine alte Kreditbank pfändet ihm monatlich 400 Mark. „Bis in alle Ewigkeit", sagt er. Oder Alfred Timmermann. Sein Hof lag vor den Toren Hamburgs. Froh muß er noch sein, denn er hat eine Arbeit. Es geht ihm nicht schlecht – finanziell. Reporter vom „Zeit magazin" besuchten ihn. „Es ist Wehmut in seiner Stimme, in seinen Augen", schrieben sie. Er hatte ihnen seinen alten Pflug gezeigt, ihn plötzlich fachmännisch in den Griff genommen. „Den muß ich mal glattschmirgeln." In Gedanken ist er noch immer Bauer.

Was wird mit den vielen, die keine Arbeit finden? „Ich weiß nicht, wovon wir leben sollen", sagt ein niedersächsischer Bauer. Er wird wohl keine Hilfe erhalten. 2,5 Millionen BRD-Bürger brauchen nach offiziellen Angaben einen Arbeitsplatz. Die Zeiten, wo nur im Dorfgasthof über schlechte Aussichten geredet wurde, sind längst vorbei. Die Landwirte wollen überleben. Für ihr Menschenrecht auf Arbeit, für eine Zukunft, die sie sich nur als Bauern vorstellen können. „Bleibet auf dem Lande und wehret euch", ist ihre Losung.

So gab es zum Beispiel, wie „Das Landvolk", Mitteilungsblatt des Verbandes des Niedersächsischen Landvolkes e.V., berichtete, am 26. Februar in Hannover die größte Bauerndemonstration seit 1945. 12 000 Landwirte aus ganz Niedersachsen hatten schwarze Fahnen entrollt, über 1000 Schlepper dröhnten durch die Stadt. Kinder waren mit im Zug, Eltern hatten ihnen ein Schild unter die Anorakkapuze geschoben: „Überleben".

„Die bäuerliche Erde brennt", hatte der Präsident des Bauernverbandes der BRD, Heeremann, dieser Tage in einem Interview für das Fernsehen erklärt. Eine Erde, die den Naturgesetzen folgend, die Saat des Frühjahrs erwartet.

Ina Stritzke

Foto: Repro „Stern"

Wir Bauern
die Stabilität
UNSER
DORF

RUSSISCH OHNE SCHULBANK

Falsch verbunden?

Wer schon einmal wegen eines dringenden Gesprächs von Straßenecke zu Straßenecke laufen mußte, bis er eine Telefonzelle fand, wird es besonders zu schätzen wissen, daß er ihnen in sowjetischen Großstädten auf Schritt und Tritt begegnet. Doch halten Sie nicht nach gelben Kabinen Ausschau, denn es gibt sie in allen Farben. Die **Telefonzelle** heißt **телефонная будка** (tjilifónnaja búdka). Oft stehen ihrer mehrere wie Bienenwaben nebeneinander an Häuserwände geschmiegt; die in ihnen installierten **Münzfernsprecher** heißen **телефон-автомат** (tjilifón-aftamát). Für den Fall, daß Sie doch noch kein Telefon entdeckt haben, halten Sie die Frage bereit: **„Где здесь поблизости телефон-автомат?“** (Gdjä sdjes pablísaßtji…) – **„Wo ist hier ein/e/ Telefon/zelle/ in der Nähe?“** Mit der Bedienung werden Sie keine Schwierigkeiten haben. Im Unterschied zu unseren öffentlichen Fernsprechern muß man die Münzen eingeben, bevor man den Hörer abnimmt. Man braucht **zwei Kopeken** – **две копейки** (dwjä kapjéjki) – in Form von zwei Einkopekenstücken oder einem **Zweikopekenstück** – **двухкопеечная монета** (dwuchkapjéjitschnaja manjáta). Alle Münzfernsprecher sind gleichermaßen zum Einwurf von zwei kleinen oder einer größeren Münze eingerichtet. Es kann einem also nicht passieren, daß man unverrichteter Dinge wieder gehen muß, weil der Apparat nur die Münzen schluckt, die man gerade nicht bei sich hat… Ihr Freund hatte Sie gebeten, ihn anzurufen: **„Как только приехали, позвоните мне!“** (Kak tólko prijáchali, paswanítje mnjä). Sollten Sie sich verhört haben? Auf deutsch müßte das doch bedeuten: **„Sobald Sie angekommen sind, rufen Sie mich an!“** Was soll aber da das **мне – mir?** Sie haben sich den Satz richtig gemerkt. Das Verb **звонить/позвонить** (swanítj/paswanítj) – **rufen, anrufen,** auch: **klingeln** – wird mit dem 3. Fall gebraucht! Hier kann sich der Urberliner mit seinen nicht hochdeutschen Sprachregelungen ausnahmsweise einmal im Recht fühlen: **„Ich rufe** Ihnen **morgen an!“** – **„Я вам позвоню завтра!“** (Ja wam paswanjú sáftra).
Nun haben Sie die Verbindung zu Ihrem **Teilnehmer** – **абонент** (abanjánt) – hergestellt, und eine Stimme meldet sich mit **„Слушаю“** (ßłúschaju) – **„Ich höre (zu)“.** Lassen Sie sich dadurch nicht verunsichern. In der Sowjetunion ist es nicht üblich, als Angerufener seinen Namen anzugeben. Sie allerdings haben nun den ihren zu nennen, und zwar nach der Formel **„Это говорит… из ГДР“** (Ato gawarít… is GDR) – **„Hier ist** (spricht) **… aus der DDR.“** Ist **am Apparat** – **у телефона** (utjilifóna) – nicht der Gewünschte, so fragen Sie: **„Простите, с кем я говорю?“** (Praßtjítje, ßkjäm ja gawarjú?) – **„Entschuldigen Sie, mit wem spreche ich?“** –, und wenn Sie es erfahren haben lassen Sie sich den Partner „geben“: **„Позовите, пожалуйста, к телефону Сергея Петровича“** (Pasawítje, pashátyßta, ktjilifónu ßirgjéja Pitrówitscha) – **„Holen (Rufen) Sie bitte Sergej Petrowitsch an den Apparat.“** Sind Sie eng befreundet, tut's auch einmal die familiäre Kurzfassung **Серёжу можно?“** (ßirjóshu móshno?) – **„Kann ich mal Serjosha sprechen?“** Endlich haben Sie Ihren Freund am Apparat, und der verleiht seiner Freude mit den Worten Ausdruck: **„Я ждал вашего /твоего/ звонка“** (Ja shdal wáschywo /twajiwó/ swanká) – **„Ich habe auf Ihren /deinen/ Anruf gewartet“** (auch: **„Ich habe Ihren/deinen/Anruf erwartet“**) –, und alles weitere läuft dann so sprachkundig ab, wie Sie sich sonst mit Ihrem Partner unterhalten. Natürlich kann es vorkommen, daß die Verständigung schlecht ist: **„Я вас плохо слышу“** (Ja was płócho ßłyschu) – **„Sie sind schlecht zu verstehen“** (wörtlich: „Ich höre Sie schlecht“). Wieder eine Überraschung: Heißt **hören** nun **слушать** (ßłúschytj) oder **слышать** (ßłyschytj)? Beides. Das erste Verb zeigt die Hörbereitschaft an, das zweite zusätzlich die Aufnahme der Information, das Verstehen, auch das Hörenkönnen.

Wollen Sie ein **Ferngespräch** – **междугородный разговор** (mjäshdugaródny rasgawór) – oder ein **Auslandsgespräch** – **международный разговор** (mjäshdunaródny…) – führen, so müssen Sie dies vom Hotel oder von der Post aus anmelden: **„Мне разговор с Тулой /с Берлином/“** (Mnjä rasgawór ßtuloj /sberlínom/) – **„Ich möchte ein Gespräch nach Tula /Berlin/ anmelden“.** Sicherlich finden Sie Helfer bei diesem Unterfangen, denn wir wollen doch nicht, daß Sie den Satz **Вы не туда попали** (Wy ni tudá papáli) – **Sie sind falsch verbunden** – zu hören bekommen.

Sie wissen nun Bescheid und können Ihrem Bekannten getrost vermelden: **Wir verständigen uns noch telefonisch!** – **Созвонимся ещё!** (ßaswanímßa jistschó)!

Hella Rymarowicz

Auf los geht's los!

Nichts wie ran, liebe Leser, denn noch ist es Zeit, sich bei der massensportlichen Aktion „Stark wie ein Baum – Dein Herz dem Sport!“ zu beteiligen, die in Vorbereitung des VIII. Turn- und Sportfestes gestartet wurde. Sie brauchen nur zu einem Zeitungskiosk der Deutschen Post zu gehen, wo Sie für zwei Mark eine Teilnehmerkarte (Leistungspaß) erwerben können. Dort ist alles vermerkt, was für Sie wichtig ist. Jedenfalls können Sie sich mit allem, was auch nur entfernt mit Sport zu tun hat, beteiligen, es zählen sogar Holzhacken, Gartenarbeit oder Diskotanz. Und Ihr Gewinn ist doppelt. Sie tun etwas für Ihre Gesundheit, und obendrein haben Sie noch die Chance, einen der 10 000 Preise im Gesamtwert von einer halben Million Mark zu gewinnen, zum Beispiel ein Segelkajütboot „Greif“, einen „Trabant“, einen Campinganhänger, ein Motorboot, ein Zelt „Barth II“, ein Ruderboot „Dingi I“ und

Sie fragen wir antworten

Heute an den Sommer denken

Jedes Jahr hatte INTOURIST eine Überraschung im Angebot. Was ist in der kommenden Saison neu?
Peter Pateisat, Berlin

Wir sprachen mit dem Generalvertreter von INTOURIST in der DDR Felix Nefjodow. – In der Saison Mai bis Oktober bieten wir einige exklusive Einzelreisen als Testangebot. Bekanntschaft mit der nationalen Küche können Sie in Moskau, Leningrad und Kiew machen. Zu diesen Reisen gehört auch ein Ausflugsprogramm, über das wir Sie informieren können. Weiterhin gibt es Erholungsreisen an die Schwarzmeerküste und Kurreisen in den Kaukasus. – Wie sieht das konkret aus? – Die 6-Tage-Einzelreisen führen nach Moskau und Leningrad mit Übernachtung in den besten Hotels („Kosmos“, „Pribaltiskaja“). Für Exkursionen stehen PKW und Dolmetscher zur Verfügung. Die Reise nach Moskau kostet 1725,– Mark, die nach Leningrad 1720,– Mark. Für 2020,– Mark kann man 9 Tage Kiew und Leningrad besuchen. Besonders attraktiv ist die Einzelreise zur Erholung nach Batumi (unser Foto). 15 Tage im Hotel der Luxuskategorie kosten einschließlich Programm (u. a. Delphinarium) 3250,– Mark. Eine ähnliche Reise führt nach Sotschi-Dagomys. Die Luxusappartements der Hotels Olympiskaja und Meridian stehen Ihnen für 3335,– Mark je Person 15 Tage bzw. für 3015,– Mark 13 Tage offen. 15 Tage währt auch der Erholungsaufenthalt in Jalta. In der schönsten Urlaubszeit bietet die Luxusklasse des Hotels „Jalta“ für 3465,– Mark besten Komfort.

Preiswerter sind die Erholungsreisen mit dem eigenen PKW nach Jalta und Odessa mit Übernachtung in Bungalows. 19 Tage, dabei 10 Tage Jalta, kosten 1100,– Mark und 16 Tage, davon 10 Tage Odessa, 1150,– Mark. Die Verpflegungskosten müssen in Odessa und in Jalta selbst bestritten werden. Die dritte Art der Einzelreise sind 26tägige Kurreisen nach Pjatigorsk. Bedingung ist ein Kurschein vom Arzt. Möglich sind Kuren des Stütz- und Bewegungsapparats, der Verdauungsorgane, Hautkuren und für Gynäkologie. Sie kosten 3945,– Mark. Rufen Sie uns in Berlin unter den Telefonnummern 2 29 14 92 und 2 29 19 48 an. Wir beraten Sie und geben für Interessenten Buchungstermine.

vieles andere. Beachten Sie bitte den Einsendeschluß am 15. 7. 1987.

Die Redaktion

Preisfrage

Heft 7/87

Wie hieß der Arzt, der in den Märztagen des Jahres 1848 auf den Barrikaden des Volkes mitkämpfte?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. **1 × 50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 9/87. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 8. April 1987. Auflösung von Heft 5/87: Neun Minuten. Wir gratulieren Peter Kindervater, Halle-Neustadt.

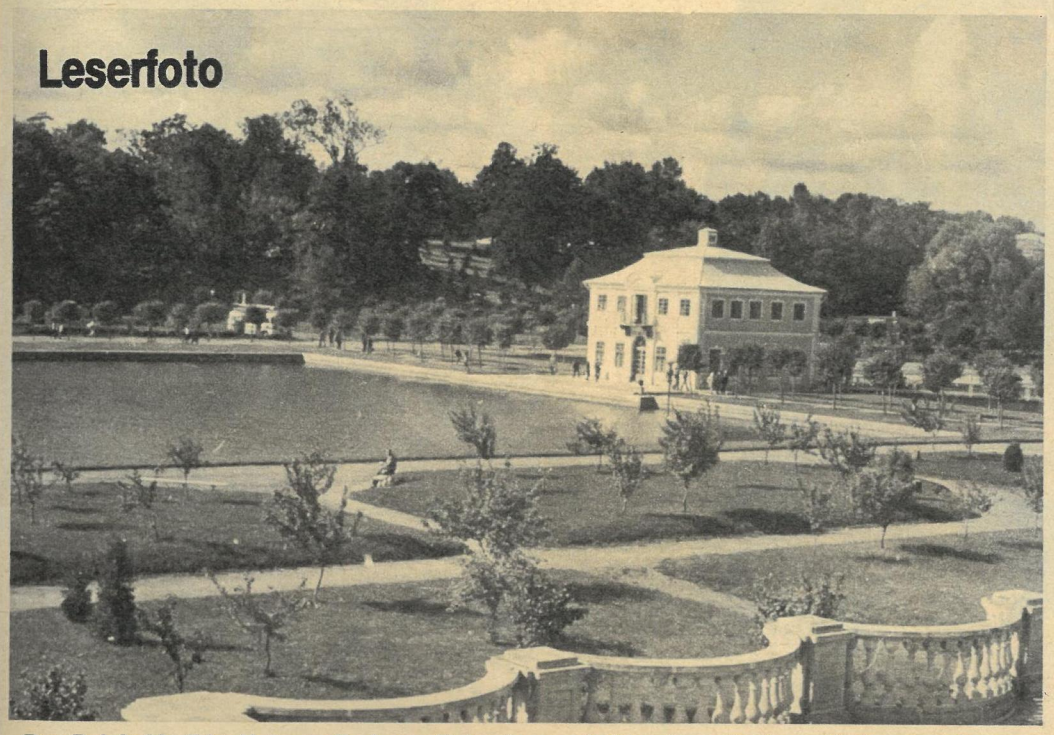
Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Detlev Steinberg, Klaus Rudolf, Werner Schulze; Zeichnungen: Detlev Schüler

Reise, reise!

Was halten Sie von Segelschiffen auf Briefmarken? Auf Medaillen haben Sie schon mehrfach welche vorgestellt. Ich denke besonders an das polnische Segelschulschiff „Dar Młodzieży“ („Matrosen-Abc auf hoher See“, FW 21/86). Die Gdańsker Leninwerft hat aus der UdSSR einen Großauftrag zum Bau von drei Großsegelschiffen dieses Typs erhalten. Sie sind dazu bestimmt, die inzwischen weltberühmten sowjetischen Windjammer einmal abzulösen. Diese Schulschiffveteranen fahren bereits länger als ein halbes Jahrhundert über die Meere: die „Sedow“, Baujahr 1921, ist das größte noch in Fahrt stehende Segelschiff der Welt. Die „Krusenstern“, in Dienst gestellt 1926, ist nur ein wenig kleiner als ihr Schwesterschiff. Beide nahmen mit Erfolg an internationalen Großsegelregatten teil. Die „Towarischtsch“, als Wrack der faschistischen Kriegsmarine kurz nach dem zweiten Weltkrieg aus dem Strelasund gehoben, dient seit 1950 als Segelschulschiff der sowjetischen Seestreitkräfte, ihr Heimathafen ist Cherson. Mit der Anschaffung neuer Segelschulschiffe modernsten Typs setzt die UdSSR ihre bewährte Praxis der seemännischen Ausbildung fort. Eine Markenserie aus dem Jahre 1981 zeigt sowjetische Segelschiffe.

Hermann Klöpfel, Berlin

Leserfoto



Das Palais Marli im Unteren Park von Petrodworez bei Leningrad fotografierte unser Leser Reinhardt Höhn aus Zeesen

Kindeskinder

Angeregt durch Ihre biographische Skizze zum 150. Todestag Alexander Puschkins („Hannibals Urenkel“, FW 4/87), möchte ich folgendes ergänzen: Unter den 306 Nachkommen Puschkins gibt es Angehörige von fast 20 Nationalitäten. Urenkel und Ururenkel des Dichters leben in Moskau, Brüssel, Leningrad, London, Paris, Nowosibirsk, Archangelsk und auf Hawaii. Alexander Puschkin hatte vier Kinder und 19 Enkel. Natalja, seine jüngste Tochter, hatte ins Ausland geheiratet. Die Enkel dieser Linie sind über viele Länder verstreut. Das Geschlecht der Puschkins zeichnete sich wiederholt aus. Puschkins Sohn Alexander war General der Infanterie, Träger der höchsten Stufe des Sankt-Georgs-Ordens und Held des Russisch-Türkischen Krieges von 1877/78. Unter den fernen Nachkommen des Dichters gibt es 12 Teilnehmer des zweiten Weltkrieges, zehn sowjetische Soldaten und Offiziere sowie zwei Mitglieder der französischen Widerstandsbewegung. In der fünften Generation gab es keine direkten männlichen Nachfahren. Die einzigen Stammhalter der Familie sind heute zwei Urenkel des Dichters. Der eine, Grigori Puschkin, lebt in Moskau, der andere, Alexander Puschkin, in Brüssel.

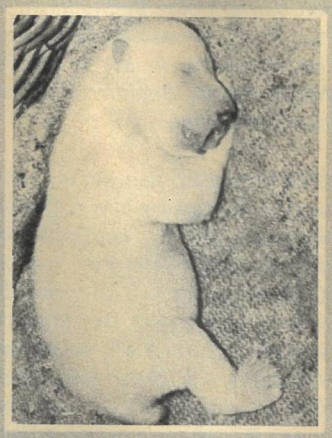
Erika Wächtler, Karl-Marx-Stadt

Kaukasisches

Angeregt durch den Bericht über Sotschi (FW 4/87), hier meine Reiseeindrücke aus Passanauri. Tausend Meter

hoch liegt der Luftkurort, nahe am Kreuzpaß der Grusinischen Heerstraße. Er bietet Möglichkeiten für ruhige Spaziergänge wie auch für Klettertouren. Mein Schnappschuß zeigt ein für den Kaukasus typisches Idyll. Übrigens haben Schafe, Ziegen, Esel und Kühe Vorfahrt auf der Heerstraße.

Erich Müller, Magdeburg



Björn-Heinrich läßt grüßen!

Anbei erfüllen wir einen Leserwunsch nach einem „Babybild“ Björn-Heinrichs, des im Berliner Tierpark von Menschenhand aufgezogenen Eisbären (siehe auch FW 5/87 „Der weiße Prinz“). Es zeigt ihn im zarten Alter von vierzehn Tagen, 22 Zentimeter lang und 1250 Gramm schwer (bei der Geburt 36 cm/650 g). Eisbärenkinder kommen an arktischen Küsten in Höhlen zur Welt, die das Muttertier in den Schnee gräbt und mit seinem mächtigen Körper aufheizt. Nur rattengroß, blind und fast nackt sind die ein bis drei Jungen. Monatelang ohne eigene Nahrung, zieht die Bärin ihren Nachwuchs im Verborgenen auf, bis die Kleinen mit einem schneeweißen, dichten und sehr weichen Haarkleid sich das erste Mal in die rauhe Umwelt wagen können. Auf sowjetischem Territorium stehen die „Kinderstuben“, zum Beispiel der Wrangel-Insel, seit langem unter Schutz.

Hans Frosch

Altsprachliches

Mit großem Interesse las ich den Bericht „PASS durch die Wolken“ (FW 1/87) über den bulgarischen Autobahnbau. Dort schreiben Sie, daß die Römer dem Balkangebirge den Namen Haemus gaben. Ich möchte ergänzen, daß schon Jahrhunderte vorher die Griechen dieses Gebirge Haemos nannten. Die Römer änderten später die griechische Endsilbe -os in die lateinische -us.

E. Florstedt, Eisleben

Sammlerfleiß

Vielen Dank für den informativen Beitrag „Viele Wege führen zu Mir“ (FW 5/87). Ich sammle seit der ersten Erdumkreisung von Juri Gagarin jeden Artikel über die sowjetische Raumfahrt und werde sie später an meine Enkel weitergeben.

Ursula Siebert, Hohen Neuendorf

Schichtwechsel in der Kunst

Der Meister und sein Werk in der Tretjakow-Galerie (5): Nikolai Alexejewitsch Kassatkin

Mit dieser Folge beenden wir unsere Serie über russische Realisten des 19. Jahrhunderts, in der wir außerdem die Maler Repin, Surikow, Lewitan und Serow vorstellten.

Das Vorhaben des Mannes ist so ungewöhnlich, daß ihn die Arbeiter zunächst für einen zaristischen Spitzel halten oder für einen, der sich über ihre verstaubten Gesichter und ihre abgerissenen Kleider lustig machen will. Der Mann heißt Nikolai Kassatkin und will sie malen. Mit Genrebildern wie „Rivalinnen" hat er schon auf sich aufmerksam gemacht: Zwei junge Bäuerinnen gehen an einem klaren Wintertag zum Brunnen. Die Liebe – oder doch das Interesse – beider für den wohlhabenden Burschen mit der Harmonika im Hintergrund hat ihre Freundschaft gewandelt. Mit der feinen Charakterisierung seiner Gestalten und seiner Aufmerksamkeit für die russische Landschaft steht Kassatkin in der besten Tradition der Wanderer. Doch was er jetzt will, geht weit darüber hinaus. Als erster russischer Künstler findet er seine Helden im Proletariat. Die Bindung an die Arbeiterklasse soll ihm zeitlebens zur unerschöpflichen Quelle seines Schaffens werden. In den neunziger Jahren fährt Kassatkin mehrere Male in das Dongebiet. Im Bergbauzentrum Alexandrowsk-Gruschewsk entstehen Studien zu seinem berühmten Gemälde „Bergarbeiter. Schichtwechsel". Die Arbeiter beobachten den Unbekannten genau. Er fährt morgens um vier mit ihnen in den Schacht ein, er arbeitet selbst hart an seinen Skizzen, schließlich erkennen sie sich darin wieder. Die Bergleute und der Maler lernen einander achten. Nun gilt es als Ehre, von Kassatkin porträtiert zu werden. So entsteht auch das durch seine Natürlichkeit berührende Bildnis der „Grubenarbeiterin".

Kassatkins „Bergarbeiter. Schichtwechsel" erregt Aufmerksamkeit, als es 1896 mit der 24. Ausstellung der Genossenschaft zur Veranstaltung von Wanderausstellungen unterwegs ist: Bergleute am Förderkorb tief im Innern des finsteren Schachts. Gorki nannte das Gemälde erregend und erschütternd, auch Repin verstand, daß sich hier Neues in der Malerei anbahnte: „Aber was für ein Schatz ist die Entdeckung malerischer Schönheit unter den höllischsten und furchtbarsten Existenzformen der Menschen." Pawel Tretjakow war begeistert, er kaufte das Bild für seine Galerie. Auf seinen Wunsch setzte der Künstler einigen Grubenlampen Lichter auf, um dem Werk noch mehr Ausdruck zu geben.

Nach der Oktoberrevolution erfuhr Kassatkins Schaffen die ihm gebührende offizielle Anerkennung. Lunatscharski schrieb: „...lange Jahre hindurch war seine Kunst den ungerechtfertigten Angriffen der Bourgeoisie ausgesetzt, die mit erschrockenem Blick in den Gestalten der Bergarbeiter ihre Totengräber sah, die, nunmehr zur Selbständigkeit erwacht, die künftigen Eroberer des Lebens waren."

Gerhard Hallmann

1859 geboren in Moskau
Studium der Malerei bei Wassili Perow, der in seinen Bildern soziale Mißstände im zaristischen Rußland anprangerte
führendes Mitglied der jüngeren Generation der Wanderer
Wegbereiter des sozialistischen Realismus und Lehrer bedeutender sowjetischer Maler
1923 erster Träger des Titels „Volkskünstler der RSFSR"
1930 gestorben in Moskau

Nur wenige von Kassatkins Bildern sind so heiter wie die „Rivalinnen“, gemalt 1890. Wie auf diesem Gemälde sind Alltagsszenen das ständige Thema seines Schaffens, doch ist es der Alltag einer von der bildenden Kunst bisher kaum beachteten Klasse. Kassatkin macht als erster das Proletariat zum Gegenstand der russischen Malerei. Das Porträt der Grubenarbeiterin entstand 1894.

Reproduktionen: VEB E. A. Seemann Verlag, Archiv

Ein Mann, der die Technik veränderte

Gilde: Boris Jewgenowitsch, wir kennen uns seit über 30 Jahren. Ich habe in dieser Zeit nur wenige Direktoren kennengelernt, die neben ihrem Beruf auch sportlich so interessiert sind wie Sie.

Paton: Ich glaube, daß Sport für einen Menschen, der geistig arbeitet, unbedingt wichtig ist. Deswegen treibe ich immer Sport. Gestern abend spielte ich Tennis. Das ganze Jahr spiele ich zweimal in der Woche Tennis. Im Sommer laufe ich Wasserski. Wenn ich Sport treibe, besonders beim Wasserski, bin ich entspannt. Ich vergesse alle unangenehmen Dinge und mache mir keine Sorgen.

Gilde: Viele Kollegen von uns meinen, sie hätten neben ihrer Tätigkeit keine Zeit für private Hobbys.

Paton: Ich habe gelernt, meine Zeit sehr genau zu verteilen. (Vor dem Interview sagte Professor Paton: „Ich habe anderthalb Stunden Zeit für das Gespräch.") Ich habe ein neues, sehr angenehmes Hobby. Ich habe eine Enkelin, zwei Jahre alt. Jede freie Minute verbringe ich mit ihr, und wenn sie Großväterchen sagt, freue ich mich.

Gilde: Sie sind Mitglied des ZK der KPdSU, Sie sind im Obersten Sowjet, Sie sind Präsident der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften und vor allem noch Direktor des Instituts für Elektroschweißen „J. O. Paton"...

Paton: (lacht) Alle meine Funktionen kann man nicht so schnell aufzählen. Das kann nicht einmal ein Professor.

Gilde: Wie teilen Sie Ihre Zeit zwischen all den Aufgaben ein?

Paton: Das wichtigste: früh, am Vormittag, bin ich im Institut, nachmittags bis 21 Uhr bin ich in der Akademie. Den Rest des Tages – je nachdem.

Gilde: Aber Sie halten das Institut noch für Ihre Hauptaufgabe?

Paton: Ich möchte nicht unbescheiden sein, aber unser Institut ist der Mittelpunkt (Paton sagt: Polygon) für neue Formen der Organisation von wissenschaftlichen Entwicklungen. Und auch von neuen Formen der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft und Industrie. Hier prüfen wir, und wenn etwas gut ist, wird es in den anderen Akademieinstituten eingeführt und auch in anderen Institutionen. Neue Ideen kann man nicht in der ganzen Akademie prüfen. Das gibt keinen guten Effekt. Wir klären in unserem Institut die Ideen und ihre Feinheiten und führen sie erst dann ein.

Gilde: Es ist sehr gut, daß der Akademiepräsident die neuen Leitungsmethoden in seinem Institut als erster ausprobiert.

Paton: Ein guter Leiter muß als erster vorangehen.

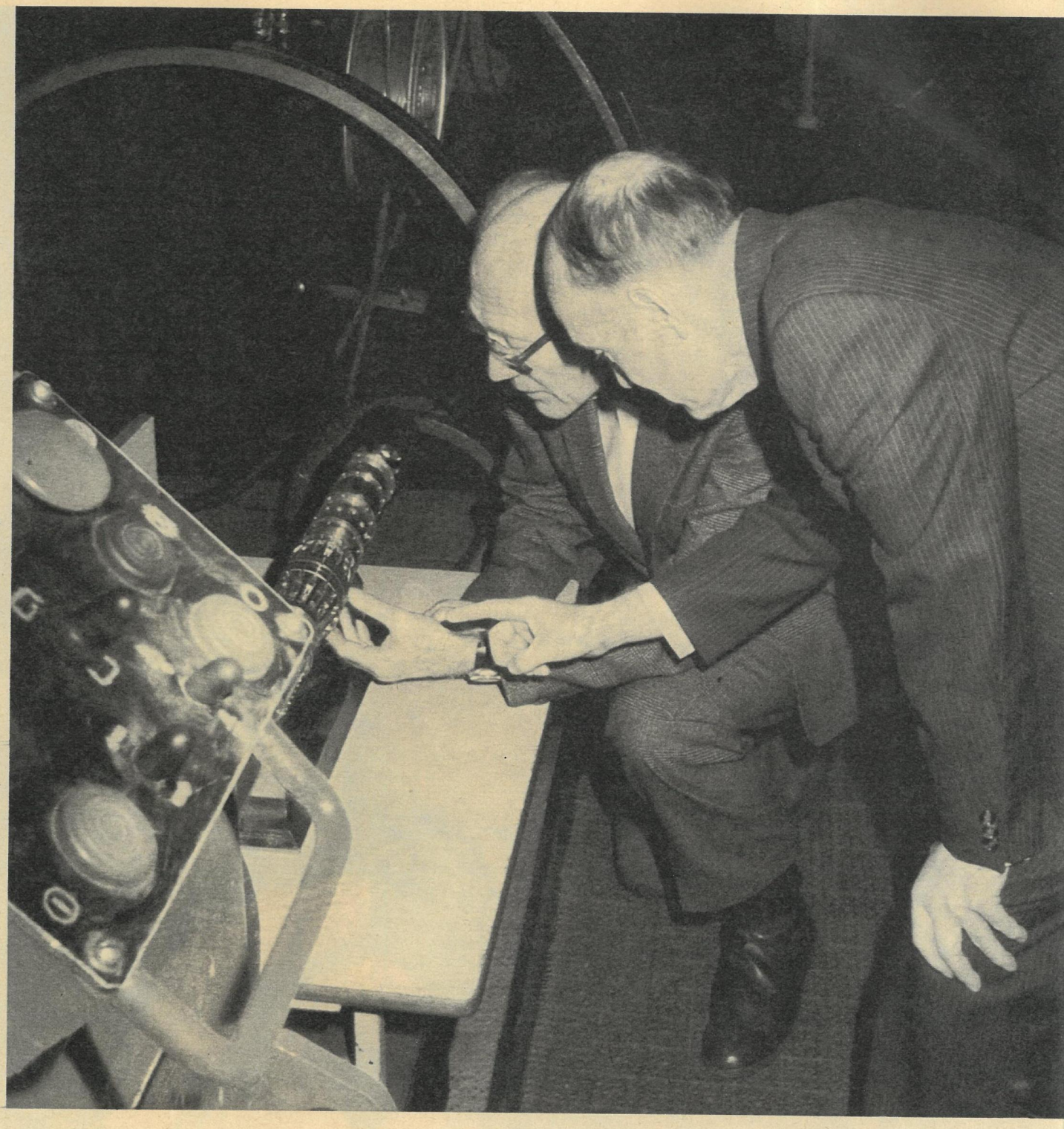
Gilde: Die DDR ist ein kleines Land...

Paton: ...aber ein sehr schönes Land.

Gilde: So mancher unserer Leser kann sich nur schwer russische Dimensionen vorstellen. Wie viele Mitarbeiter hat die Ukrainische Akademie der Wissenschaften? Und wie viele Mitarbeiter hat das „Paton"-Institut?

Paton: Die Akademie der Wissenschaften der Ukrainischen SSR ist 1919 gegründet und die größte unter allen Akademien der anderen Republiken. Außerdem ist unsere Republik mit über 50 Millionen Einwohnern die zweitgrößte in der UdSSR. Zur Akademie gehören über 80 000 Mitarbeiter, 70 Prozent davon in Kiew. 30 Prozent arbeiten in den verschiedenen Regionen der Republik. Wir haben sechs wissenschaftliche Zentren außerhalb von Kiew. Die Zentren vereinigen die Tätigkeit wissenschaftlicher Akademieinstitute, der Hochschulen und der Produktionsbetriebe in der Ukrainischen SSR.

Gilde: Michail Gorbatschow be-



Dieses Gerät (Bild links) führt automatisch alle Schweißoperationen an den Rohren der Pipelines unmittelbar vor Ort durch. Die Patente gingen in die USA, nach Kanada, Japan und in andere Länder. Entwikkelt wurde es unter der Leitung von Professor Boris Paton, einem der führenden Wissenschaftler der UdSSR von internationalem Ruf. Mit dem Autor von 950 Artikeln, 18 Büchern und 389 Erfindungen, dem Lenin- und Staatspreisträger, dem Direktor des Instituts für Elektroschweißen „J. O. Paton" in Kiew, dem Präsidenten der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften, Professor Boris Paton (im Bild oben rechts), sprach für FREIE WELT Professor Werner Gilde (im Bild oben links). Der zweifache Nationalpreisträger, der ehemalige Direktor des Zentralinstituts für Schweißtechnik der DDR, blickt auf eine langjährige enge Zusammenarbeit mit seinem Kollegen aus der ukrainischen Hauptstadt zurück.

Ein Mann, der die Technik veränderte

MNTK – Zweigübergreifender Wissenschaftlich-technischer Komplex.

Bei der Entwicklung neuer Produkte in einem Ministerium müssen gleichzeitig die ergänzenden Erzeugnisse hergestellt werden. Bei der Entwicklung neuer Technologien zum Beispiel im Rohrleitungsbau muß erreicht werden, daß rohrähnliche Produkte in anderen Industriezweigen nach der gleichen Technologie produziert werden. In beiden Fällen werden alle interessierten Betriebe in einem Komplex unter Leitung des Paton-Instituts zusammengefaßt.

suchte 1985 die Akademie und das „Paton"-Institut.

Paton: Ja, am 25. Juni.

Gilde: Im Politischen Bericht des ZK auf dem XXVII. Parteitag der KPdSU wird Bezug genommen auf die Arbeit der Wissenschaftlich-technischen Komplexe der Akademie. Was verstehen Sie darunter?

Paton: Dieser Begriff entstand als Modell in unserem Institut. In der Akademie waren wir daran gewöhnt, daß ein Institut existiert. Dieses Institut hat sehr begrenzte Möglichkeiten. Für Untersuchungen benötigt man moderne Laborausrüstungen, die meist sehr spezialisiert sind. Wenn wir diese Ausrüstungen in der Industrie bestellen, dauert es zu lange, bis sie geliefert werden. Im Wissenschaftlich-technischen Komplex werden moderne Ausrüstungen mit eigenen Kräften gebaut.

Gilde: Das ist wie der Rationalisierungsmittelbau in den Kombinaten in der DDR.

Paton: Wir benötigen für unsere Forschung spezielle Werkstoffe und Maschinen. Wir wollen den Zeitraum von der Idee bis zur Einführung möglichst kurz halten. Der Wissenschaftlich-technische Komplex gibt uns die Möglichkeiten dazu. Daher besteht unser Komplex aus dem Institut, dem technologischen Konstruktionsbüro, der experimentellen Produktion und drei Versuchswerken, alle im „Paton"-Institut. Insgesamt arbeiten in diesem Komplex über 9000 Menschen.

Gilde: Sie sprachen in Ihrem Diskussionsbeitrag auf dem XXVII. Parteitag von neuen Leitungsstrukturen.

Paton: Eine der wichtigsten Aufgaben des wissenschaftlich-technischen Komplexes ist die Vorbereitung und Weiterbildung von Fachleuten. Das machen Sie schon lange vorbildlich im ZIS. Wir suchen auf diesem Gebiet zur Zeit neue Formen. Bei uns besteht seit einigen Jahren ein Ausbildungszentrum, das wir gemeinsam mit der Polytechnischen Hochschule betreiben. Schweißingenieure absolvieren bei uns Kurse zur Weiterbildung. (Zwei Lehrgänge führen wir jährlich für Entwicklungsländer im Auftrage der UNO durch.) Mit der Moskauer Technisch-physikalischen Hochschule haben wir in unserem Institut einen Lehrstuhl gegründet. Die Studenten studieren drei Jahre in Moskau, danach zwei Jahre in Kiew in unseren Forschungslabors unter der Leitung von Institutswissenschaftlern. Ihre Diplome machen sie dann in Kiew.

Boris Paton ist Mitglied des ZK der KPdSU, Abgeordneter des Obersten Sowjets, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und mehrerer Akademien, darunter der DDR, vierfacher Träger des Leninordens und anderer hoher Auszeichnungen.

Unsere Fachleute halten Vorlesungen, und die Studenten arbeiten im Institut an unseren Problemen. Sie bekommen auch Gehalt.

In der Sowjetunion möchten wir erreichen, daß sich mehr junge Leute mit Naturwissenschaften und Technik beschäftigen. Das ist eine der wichtigsten Aufgaben von heute. Das Durchschnittsalter der Wissenschaftler in den Akademien nimmt zu. Daher ist es unsere Aufgabe, begabte Jugendliche in unser Institut zu bekommen. Es ist auch wichtig, solche Bedingungen zu schaffen, daß die jungen Leute, die Wissenschaftler werden wollen, schnell etwas leisten. Auf diesem Gebiet haben wir viele ungelöste Fragen. Das ist auf der ganzen Welt ein Problem.

Gilde: Auf dem XXVII. Parteitag haben Sie über die Bedeutung der Grundlagenforschung gesprochen. Ich habe das begrüßt. Im Deutschen wird leider oft unterschieden zwischen Grundlagenforschung – dann kommt eine hohe Barriere – und der sogenannten angewandten Forschung. Wir sind uns einig, daß diese Trennung falsch ist!

Paton: Ich bin voll einverstanden. Unser Institut kämpft seit langem gegen diese Wand. Wir möchten die Direktoren der Werke überzeugen, daß eine neue Technologie, die die Technik verändert, günstig in einem Akademie-Institut entwikkelt wird. Der Vorgang ist sehr kompliziert.

Manche Akademie-Mitglieder glaubten noch vor kurzem, daß eine Technologie keine Wissenschaft sei, etwas Minderwertiges. Aber Technologien können eine Revolution bewirken. Über solche Technologien sprechen wir, wenn wir von Grundlagenforschung reden. Wir reden nicht darüber, ob man einen Drehmeißel so oder so einsetzt. Wir reden von Technologien, die ganze Industriezweige verändern.

(Hier wirft Dr. Bernatzki, wissenschaftlicher Sekretär von Paton, ein: Das ist das, was seit dem XI. Parteitag der SED in der DDR als Schlüsseltechnologie bezeichnet wird.)

Paton: Jetzt möchte ich über den Zweigübergreifenden Wissenschaftlich-technischen Komplex sprechen, abgekürzt MNTK. Nachdem Genosse Gorbatschow in unserem Institut war, entstand die Idee des MNTK. (Lesen Sie dazu unsere Erklärung, S. 50) Zum Beispiel, wenn ein Industriezweig eine bestimmte Arbeit leistet, entsteht wieder eine Barriere zu anderen Industrien. Diese zu überwinden, ist oft unmöglich. Unsere MNTK, die zur Akademie gehören, sind mit keinem Industriezweig verbunden. Daher können sie für sämtliche Industriezweige zuarbeiten, soweit sie interessiert sind. Für diesen Zweck, zum Unterschied zum Wissenschaftlich-technischen Komplex, entstand im MNTK eine neue Organisationsform. Die Industriezweige können daran teilnehmen und für drei oder fünf Jahre gemeinsame Pläne aufstellen. Das ist nicht einfach, weil die unterschiedlichen Ministerien sich beteiligen. Wir müssen mit ihnen eine gemeinsame Sprache sprechen, und man muß sie dazu bringen, nach unserem gemeinsamen Plan zu arbeiten.

Dies ist ein erstes Experiment. Meiner Meinung nach ist es eine effektive und interessante Form der Zusammenarbeit. Wir wollen damit die negativen Haltungen einiger Industriezweigleitungen überwinden.

Gilde: Was Sie eben schilderten, sind ja riesige Aufgaben, die hohe Anforderungen an die Leitung und an die Mitarbeiter stellen. Nach welchen Gesichtspunkten suchen Sie sich Ihre Stellvertreter aus? Oder ist das top secret?

Paton: In erster Linie müssen es sehr tüchtige Fachleute sein. Zweitens müssen sie allgemeine und politische Bildung besitzen. Dann müssen sie für neue Dinge empfänglich sein. Ferner fordere ich Initiative, sie dürfen nicht nur Aufträge erfüllen. Sie müssen energisch und gesund sein. Und selbstverständlich menschlich. Mit den Menschen muß man menschlich reden und umgehen. Leute, die alle diese Eigenschaften besitzen, sind nicht einfach zu finden (lacht).

Gilde: Sie sind Institutsdirektor. Sie sind Akademiepräsident. Nun frage ich direkt für das „Paton"-Institut. Welches sind die drei wichtigsten Ziele Ihres Instituts bis zum Jahre 2000?

Paton: Als führendes Institut haben wir drei Hauptrichtungen. Wir sind auch in der UdSSR führend auf diesen Gebieten: 1. Schweißtechnik und Schweißfertigung; 2. Schutzüberzüge; 3. Elektro-Metallurgie. (Lesen Sie dazu unsere Erklärung S. 51)

Hier liegen unsere Hauptinteressen. Es ist klar, daß wir nicht in allen Richtungen arbeiten. Man muß das Wichtigste bestimmen und unsere Kräfte dort konzentrieren. Bei diesem Herangehen müssen wir in erster Linie neue Schweißkonstruktionen finden, die genügend Lebensdauer und Sicherheit besitzen. Dabei muß die Schweißkonstruktion wirtschaftlich vom Energie- und Materialverbrauch her sein. Außerdem soll sie fertigungsgerecht sein. Vor uns steht die Aufgabe – wie auch in der DDR – die Fertigung komplex zu automatisieren von der Vorbereitung bis zur Kontrolle. Das ist die wichtigste Aufgabe.

Gilde: Das entspricht auch der Aufgabe des ZIS in Halle.

Paton: Auf diesem Gebiet müssen wir auch die Trägheit des Denkens überwinden. Wir sind gewöhnt, mit Stolz zu sagen, wir haben so und soviel Millionen Tonnen Schweißkonstruktion hergestellt. Oder so und soviel Pulver oder Elektroden verbraucht. Das ist dumm, damit zu prahlen. Wir müssen mit der gleichen Materialmenge mehr Konstruktionen bauen als bisher. Bei den Schutzüberzügen aus hochfestem Material oder Keramik haben wir bisher 70 bis 80 Prozent verwendet, um verschlissenes Material aufzuarbeiten. Wir müssen erreichen, daß 80 Prozent aller Überzüge bereits bei der Neufertigung aufgebracht werden, um eine längere Lebensdauer der Teile zu erreichen. Bei der Elektro-Metallurgie wollen wir für jedes Teil genau den Stahl anfertigen, der für dieses Teil optimal ist. Hier sind wir führend und haben Lizenzen an viele Industriestaaten vergeben.

Gilde: In den USA und einigen kapitalistischen Ländern glauben manche Leute, die Veränderungen, die nach dem XXVII. Parteitag auf wirtschaftlichem Gebiet eingeleitet wurden, bedeuten, daß die Wirtschaft der UdSSR technologisch schwach entwickelt sei.

Paton: Das ist ein großer Irrtum. Kein Land der Welt kann auf allen Gebieten der Technik führend sein. Die UdSSR ist es auf vielen Gebieten. Unser Institut hat erst kürzlich eine Lizenz an eine USA-Firma verkauft. Es handelt sich um unsere Entwicklung, mit der Öl- und Gasleitungen widerstandsgeschweißt werden.

Gilde: Der Vorsitzende des Ministerrates der UdSSR, Genosse Ryshkow, hat den Interessierten der ganzen Welt angeboten, im Kosmos auf der Station MIR zu arbeiten. Das kann kein anderes Land.

Paton: Ganz richtig!

Gilde: Nun die letzte Frage: Als Marxisten wissen wir, daß das Bewußtsein vom Sein, von der Umwelt, geformt wird. Die Welt hat sich in den letzten Jahren sehr verändert. Welche Folgerungen haben sich daraus für Ihre Leitungsmethoden ergeben?

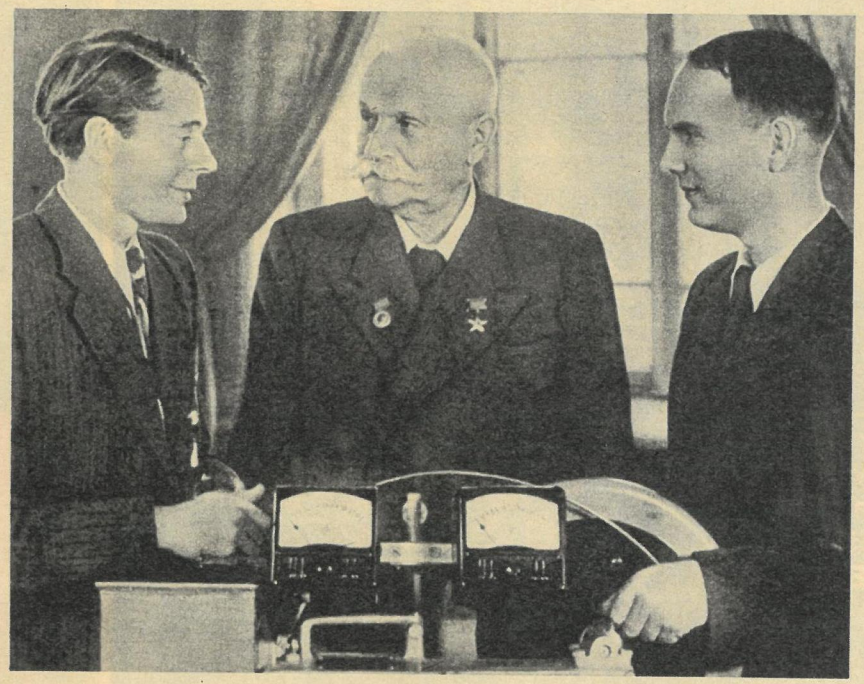
Paton: Ich glaube, daß wir mit der Entwicklung der Wissenschaftlich-technischen Komplexe und mit der Bildung von MNTK-Komplexen den neuen Anforderungen Rechnung tragen.

Gilde: Boris Jewgenowitsch, ich danke für dieses Gespräch.

Schweißtechnik und Schweißfertigung: Es existiert kaum ein technisches Erzeugnis, an dem nicht geschweißt wurde. Die Fachleute stimmen darin überein, daß durchschnittlich 25 Prozent leichter gebaut werden könnte. Einer der Wege hierzu führt über CAD/CAM, die rechnergestützte Konstruktion und rechnergestützte Produktionssteuerung.

Schutzüberzüge: Es gibt hochfeste Stähle, Boride, Chromverbindungen, Plaste und Keramiken, die man auf normalem Stahl auftragen kann. Diese Schutzüberzüge verbessern die Eigenschaften und verlängern die Lebensdauer. Ein praktisches Beispiel ist das „ewige scharfe Messer", bei dem die eine Seite der Schneide aus hochfestem Material besteht. Zwar nutzt sich die andere Seite aus gewöhnlichem Messerstahl ab. Weil aber das hochfeste Material nicht verschleißt, bleibt das Messer scharf.

Elektro-Metallurgie: Stahl wird aus ökonomischen Gründen in möglichst großen Mengen hergestellt. Die Verbraucher benötigen aber oft nur wenige Kilogramm eines Spezialstahls. Die Elektro-Metallurgie (wie Prof. Paton sie versteht) stellt diese geringen Mengen in Form eines Schweißprozesses her.



Nach Jewgeni Oskarowitsch Paton (Bild oben mit seinen Söhnen; rechts: Boris) ist das in der internationalen Fachwelt berühmte Institut für Elektroschweißen in Kiew benannt, das auf seine Initiative hin 1934 gegründet wurde und das er bis 1953 leitete.

Fotos: „Wissenschaft in der UdSSR" (S. 48); Volkmar Billeb (S. 49, 50); Archiv

LIFT-

Witoscha – die „grüne Lunge“ Sofias: ein Gebirge. Der Witoscha ist Volkspark der Millionenstadt, jedes Wochenende Naherholungszone für 150 000 Hauptstädter. FREIE WELT-Reporter fuhren ohne Rucksack in die Berge…

SPRÜNGE

Lift-Sprünge

Bergwanderer-Nachwuchs: Früh übt sich... (links); Aleko-Gebirgsplateau, unter Stenata-Steilhang und Schwarzem Gipfel (rechts); die Sessel- und Kabinenlifts im Witoscha (siehe Zeichnung unten).

Der felsengezackte Kamm und die ragenden Gipfel des Witoscha sind das Barometer für Sofia, und das Barometer zeigt seit Tagen auf „schön", auch an diesem Samstagmorgen.

Wir sind, vom Hotel im Zentrum, mit einer Tatra-Straßenbahn bis zur Chladilnika-Endstation am südlichen Stadtrand gefahren, sind dort in einen Ikarus-Linienbus umgestiegen, haben wenigstens solide Stehplätze ergattert. Um diese Zeit – am späten Vormittag – ebbt der Ansturm der Wochenendausflügler, die es ins nahe Gebirge zieht, schon ein wenig ab. Die Fahrt geht aus der Stadt hinaus; Felder, Wiesen und schmale Waldstreifen säumen beiderseits die Straße. Nur drei Haltestellen sind es bis zum Ziel: Dragalewzi. Der Vorort, ehedem ein Dorf, liegt unmittelbar am Fuße des Witoscha. Von hier beginnen die meisten Bergwanderer den Aufstieg – besser: die Lift-Auffahrt – nach Aleko, dem Plateau im Bergkessel unterm Stenata-Steilhang, und zum Tscherni wrâch, dem 2290 Meter hohen, wolkenumwehten Schwarzen Gipfel... Am Brunnen des Marktplatzes, wo aus zwei Röhren unablässig quellfrisches Wasser sprudelt, füllen wir unsere Trinkflaschen, dann reihen wir uns in den Menschenstrom, der sich bergan windet – zur Talstation des Sesselifts. Eine Viertelstunde kräftiger Fußmarsch auf steilem Anstieg...

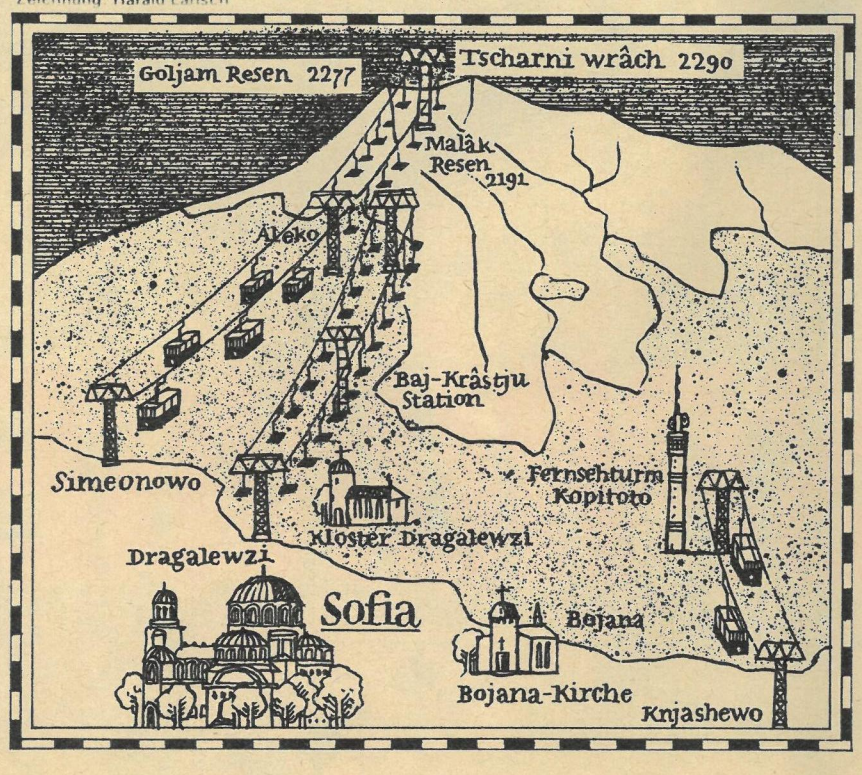
★

Die Holzfäller haben eine lange, hochsteigende Schneise in den Witoschawald geschlagen, und die Liftbauer stellten stählerne Stützmasten auf die Hänge... Der Liftsessel, der an dem dickspeichigen, sich horizontal drehenden Führungsrad eben den Wendepunkt erreicht hat, schwankt heran. Kräftige Hände fassen uns am Arm, wir spüren den leichten Anprall des Sitzbrettes, sinken rücklings in den Liftsitz, fühlen uns von unsichtbarer Kraft gehoben – und die Schwebefahrt beginnt. Unter uns Strauchwerk und neben uns Wipfel der Bäume. Stille des Waldes, Schweigen der Berge... An der Lift-Zwischenstation Baj Krâstjo (Onkel Krâstjo), benannt nach der benachbarten Bergspitze vorm Kamm des Gebirges, müssen wir umsteigen. Weiter, höher hinauf ins Gebirge geht die Liftfahrt; spärlicher und kleiner werden die Laubbäume, allein krüpplige, zottige Eichen stehen vereinzelt zwischen den hohen Fichten und Tannen. Schon haben wir eine Höhe zwischen 1600 und 1700 Metern erreicht, nähern uns schwebend der Obergrenze des Bergwaldes: überragt von grünen, blumenbesäten Wiesen und nackten grau-gelben Felsen. Gleich werden wir die Bergstation Sorniza (Morgenröte) erreichen – das Ferienhotel „Schtschastliweza" und den Stenata-Berghang, der zur Winterzeit weit und breit die größte, schönste, beliebteste Skipiste ist, sehen wir schon...

★

Wie das Panorama der bizarren Bergwelt beeindruckt der Blick ins Tal. Der Witoscha gehöre so „untrennbar zu Sofia wie der Vesuv zu Neapel", meinte einst der weitgereiste Wiener Geologe Hochstetter. Die Sicht aus der Vogelperspektive auf die Stadt, die sich – reichlich tausend Meter tiefer unter uns – durch die Ebene reckt und streckt, bestätigt es: Sofia und Witoscha sind eins! Zwanzig Kilometer in der Länge – und fünfzehn Kilometer breit – säumt das Gebirge, das die Alten Skombros oder Somios nannten, im Süden die Sofioter Hochebene. Es schließt mit seinen Hängen und Gipfeln den Reigen von Gebirgen, zu dem sich Ljulin im Westen, Stara Planina (Balkan) im Norden und Losen im Osten rings um die Stadt gruppieren. Der Witoscha ist Sofia am nächsten, und ihn lieben die Sofioter am meisten – in seiner ganzen Ausdehnung ein Naturschutzpfad, wo Blumenpflücken streng untersagt, indessen Ernten von Walderdbeeren, -himbeeren, -brombeeren, Hagebutten, Haselnüssen und Pilzen jedermann empfohlen wird. Eine Naherholungszone von 280 Quadratkilometern. 130 000 bis 150 000 Hauptstädter durchstreifen an jedem wetterfreundlichen Wochenende den Wi-

Zeichnung: Harald Larisch



toscha, das „Hausgebirge“ der Hauptstadt. Und jeder hat sein eigenes Wanderziel.

Es ist möglich, in drei „Lift“-Sprüngen von Dragalewzi bis hoch zum Felsenkamm vorm Schwarzen Gipfel emporzuschweben… Wir sind auf gewundenen, allerdings bequemen Wegen übers Aleko-Plateau spaziert. Im Selbstbedienungsrestaurant der Aleko-Berghütte des Touristikverbandes (der in rund 1000 Klubs mehr als 2,2 Millionen Mitglieder vereint und landesweit über nahezu 400 Berghütten und -bauden verfügt) haben wir vortrefflich zu Mittag gegessen – „Pop-Tschorba“, paprikarote Bohnensuppe, und „Drob sârma“, gedünstete Leber mit Gemüse und Reis. Dann sind wir an der Aleko-Station des dritten Lifts aufs neue in einen Liftsessel gestiegen. Für einen Moment baumeln unsere Beine in Wipfelhöhe hoher Douglastannen, aber schon verändert sich das Bild: Eine gigantische Geröllawine, vor Urzeiten mit elementarer Kraft von den Bergen losgebrochen, bedeckt den Berghang; verstreut ragen mammutgroße Gesteinsblöcke drohend hervor. Aber wir schweben sicher über die steinernen Relikte entfesselter Urgewalten hinweg – hoch zu den Felsenzinnen vorm Tscherni wrâch, die zu beiden Seiten, gleich Wehrtürmen, von den Bergspitzen des Großen und Kleinen Bresen flankiert werden: Wächter der Witoscha-Gipfelmajestät.

★

Sofias weit ausgestreckter Arm, der Sessellift des städtischen Nahverkehrsbetriebes, reicht beinahe bis zum Gipfel. Denn die Menschen haben von ihrem Gebirge Besitz ergriffen: Über 250 Kilometer Wanderwege durchziehen den Witoscha, fünf Serpentinenstraßen reichen bis in Kammlagen; mehr als 20 Berghütten und -bauden, mehrere „Balkantourist“-Hotels sowie ein Dutzend Gewerkschafts-Ferienheime empfangen Wanderer und Urlauber. Zwei Kabinen- und drei Sessellifts mit einer Kapazität von 10 000 Personen pro Stunde, dazu noch verschiedene Schlepplifts für Skifahrer, machen Gebirgsausflug und Bergaufstieg bequem. Überdies bringen die halbstündig verkehrenden Busse der drei Ausflugs-Linien Bergausflügler in Scharen ins Gebirge. Und deshalb wimmelt es von Menschen – bis hoch zu den höchsten Berghöh'n. Noch einige Krümmungen des lehmig-matschigen Pfades, den zahlreiche schmale Rinnsale queren. Nochmals ein steiler Anstieg. Unmittelbar vor der Gipfelbaude kommen wir an dem gewaltigen Felsblock vorbei, der ein Bronzerelief mit dem Bildnis von Aleko Konstantinow zeigt: Der Schriftsteller (sein Pseudonym: Schtastliwez – Glückspilz), geistiger Vater des berühmten, vielbelächelten Rosenölhändlers „Bai Ganju“, hatte am 27. August 1895 den ersten Massenaufstieg zum Schwarzen Gipfel organisiert, war dreihundert Gleichgesinnten an der Spitze vorausgeeilt. Das Ereignis gilt als Geburtsstunde der bulgarischen Touristik. Wir erreichen die Gipfelbaude, schlürfen genüßlich heißen, süßen Baudentee, Mixtur aus allerlei Heilkräutern, genießen den Rundblick weit über das sonnenbeschienene Struma-Tal und die dunstverhangenen Rila-Gipfel, beginnen nach einer halben Stunde den Rückmarsch, schweben – zunächst im Liftsessel, danach in einer roten Liftkabine – runter zur großen Stadt. Und wie alle Witoscha-Bergbegeisterten glauben auch wir fortan felsenfest daran, daß die Spruchweisheit auf dem Schild, an dem wir vorbeigekommen waren, unbedingt recht behält: „Wer die Wege des Witoschas kennt, dem sind die Apotheken von Sofia unbekannt…“

Alfred Paszkowiak (Fotos)
Helmuth Pelzer (Text)

Im nächsten Heft:

Die Karatschaier und Tscherkessen

… stellen wir im siebzigsten Jahr der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im neuen Sammelbeitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR“ vor. Nur 14 100 km² groß, ehemaliges zaristisches Randgebiet, ist das Autonome Gebiet der Karatschaier und Tscherkessen, am Nordhang des Großen Kaukasus gelegen, heute ein modernes Agrar-Industrie-Gebiet. – Wieder mit Preisrätsel!

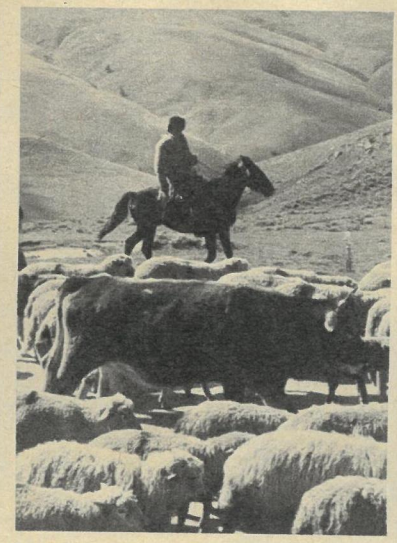


Foto: D. Steinberg

Das Haus, in dem der Teufel wohnte

In der Serie „Moskauer Skizzen“ stellt Lisa Klutschewskaja Häuser vor, die mit Michail Bulgakow und seinem Roman „Der Meister und Margarita“ verbunden sind.

Die „Buschmänner“ im EKO

In 50 Minuten kochen sie im Konverter 200 Tonnen Stahl. Ein eingespieltes Team. Und wie gehen sie miteinander um? Aussagen über ein Jugendkollektiv und seinen Gewerkschafts-Vertrauensmann.

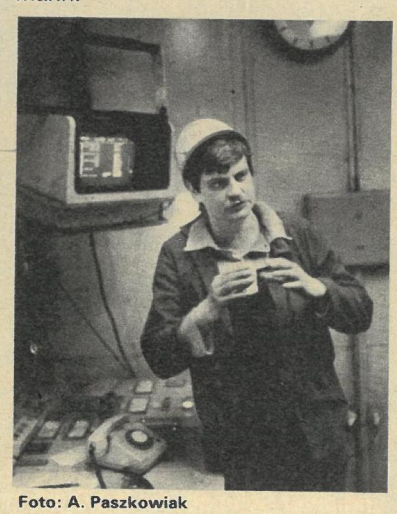


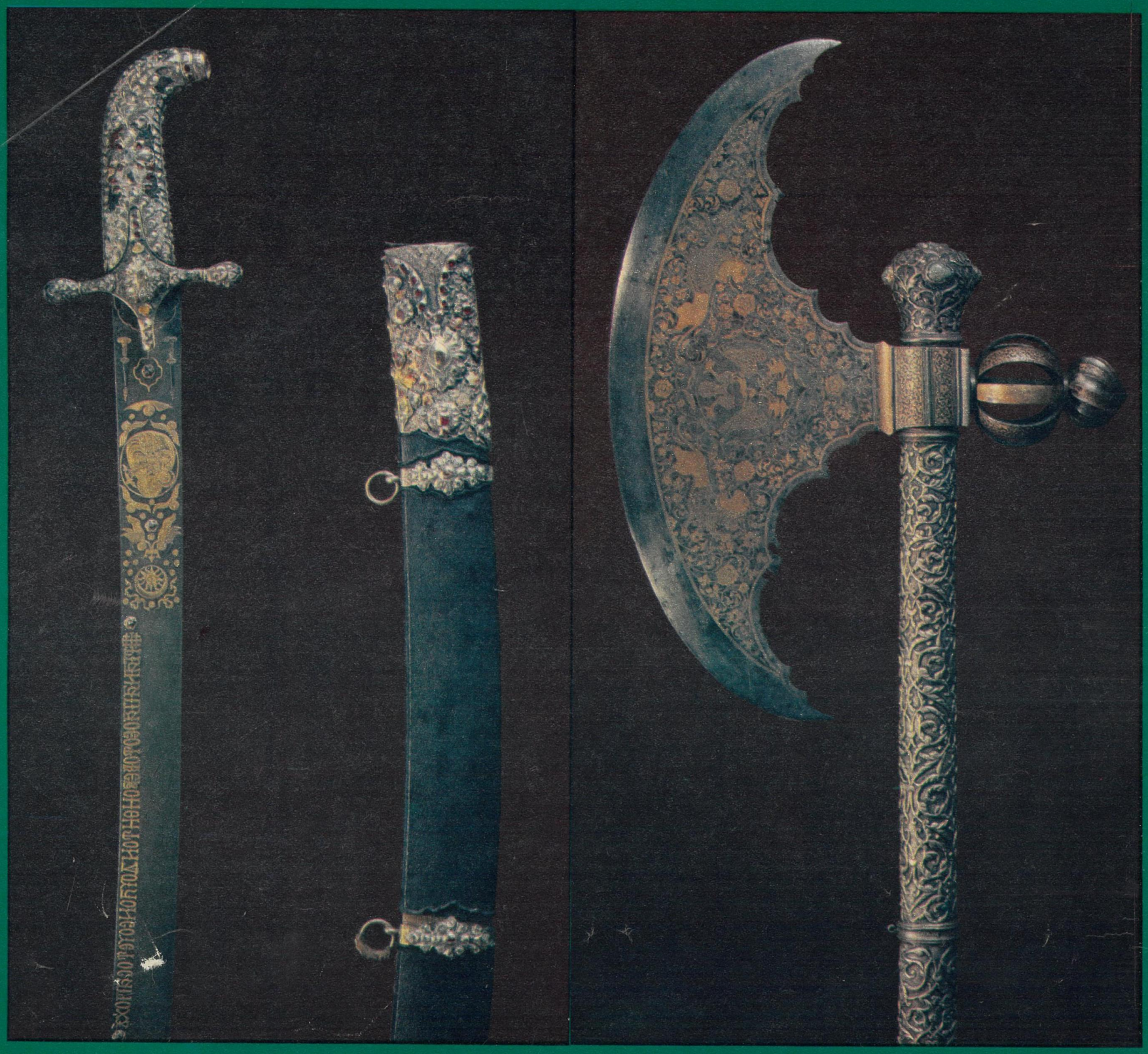
Foto: A. Paszkowiak

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Eine Augenweide besonderer Art verspricht den Berlinern und ihren Gästen eine große Ausstellung von Werken der dekorativen und angewandten Kunst, von den Museen des Moskauer Kreml zum Jubiläum unserer Hauptstadt im Berliner Bodemuseum ausgerichtet. FREIE WELT stellt Stücke dieser am 9. Mai beginnenden Schau vor.

KREML-SCHÄTZE IN BERLIN

FREIE WELT 6



Säbel eines türkischen Meisters aus Stambul, 17. Jahrhundert. Streitaxt aus dem 17. Jahrhundert. Foto: Juri Grigorow Text: J. W. Tichomirowa

Im Jahre 1682 wurden die Brüder Iwan Alexejewitsch und Peter Romanow (später Peter I.) zu Zaren gekrönt. Offensichtlich aus diesem Anlaß erhielten beide zwei gleichaussehende Säbel mit goldenem Griff und einer Scheide, die mit Diamanten besetzt und mit Emailauflagen geschmückt ist. Etwa 20 solcher Säbel, von türkischen Waffenschmieden angefertigt, werden in Sammlungen sowjetischer Museen aufbewahrt. Der hier abgebildete Säbel gehörte Iwan Alexejewitsch und ist vollständig erhalten, während die Scheide der Zwillingswaffe Peters verlorenging. Zu den seltenen originellen Denkmälern russischer Geschichte zählen auch die sogenannten Botschafts-Äxte, Paradewaffen der Leibwächter des Zaren. Dekorative Goldgravuren schmücken die Damaszenerklinge, der Schaft ist mit vielfältigem Schmuck verziert, der in Basrelieftechnik ausgeführt ist. Die Farbgestaltung wird gekrönt von einem großen hellen Türkis. Säbel und Axt befinden sich in der Waffensammlung der Rüstkammer des Kreml.

Unsere Preisfrage:

Welche Waffe im modernen Fechtsport wird von Frauen wie auch Männern benutzt?

Schreiben Sie Ihre Antwort auf eine Postkarte und schicken Sie diese bis spätestens 17. April 1987 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Auflösung und Preisträger in Heft 9/87

So war es richtig in Heft 5/87: Ikone.

Es gewannen: 100,– M: G. Reichardt, Eisenach; 75,– M: Helga Porstmann, Weimar; je 50,– M: Joachim Benn, Merseburg; Johanna Bauer, Berlin; Bernd Wentworth-Paul, Coswig.